Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zweites Bändchen.

Kinderbibliothek.

Erster Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Vorrede

zur

ersten verminderten und zu der gegenwärtigen neuen Ausgabe.

Schon lange wünschte ich, diesem Werke, durch Ausmerzung mancher Stücke, die ich nicht mehr billigen konnte, und durch eine bessere Zusammenstellung der übrigen, eine solche Gestalt zu geben, die meinen jetzigen Einsichten gemäßer wäre; allein der Umstand, daß bald dieser, bald jener einzelne Theil desselben, und nie das Ganze, von neuem aufgelegt werden mußte, hinderte mich an der Ausführung dieses Vorsatzes. Endlich habe ich lieber eine beträchtliche Menge noch vorräthiger Exemplare einzelner Theile aufopfern, als diese mir nöthig scheinende Verbesserung länger aufschieben wollen.

Es erscheint also diese Kinderbibliothek hier in einer, wenigstens um ein Sechstel verminderten, auch sonst noch hier und da verbesserten Ausgabe. Daß schon die bloße Ausmerzung der nunmehr verworfenen Stücke eine wahre Verbesserung sei, werden Diejenigen, die sich die Mühe geben wollen, diese Stücke in einer der frühern Ausgaben nachzusehen, nicht in Abrede sein.

Außerdem hat die gegenwärtige Ausgabe vor den vorhergehenden auch noch den Vorzug, daß Alles, was für Kinder von einerlei Alter, oder vielmehr von einerlei Fähigkeit und Ausbildung gehört, zusammengestellt worden ist, dahingegen vorher die Einrichtung

getroffen war, daß jeder einzelne Theil drei, durch Druckerstöcke unterschiedene Abschnitte für eben so viele Klassen von Kindern hatte. Jetzt enthält jedes Bändchen lauter Stücke, welche für ein und ebendasselbe Alter bestimmt sind, von der untersten Stufe der Kindheit bis zur höchsten, wo sie an das Jünglingsalter grenzt. Daß diese Eintheilung nicht mit mathematischer Genauigkeit gemacht werden konnte, sondern hin und wieder einzelne Stücke in der einen Abtheilung vorkommen mögen, die eben so schicklich auch in eine der übrigen hätten aufgenommen werden können, versteht sich von selbst, und wird von billigen Beurtheilern dieser Kleinigkeiten dem Herausgeber wol nicht zum Fehler angerechnet werden.

In gegenwärtiger neuen Ausgabe hat man Das, was für Leser von einerlei Alter oder Fähigkeit zu gehören schien, dadurch noch genauer von dem Uebrigen zu trennen gesucht, daß man das Ganze wieder in sechs Bändchen zerlegte.

Dem Plane des Verfassers nach, schließt sich diesem Kinderbuch der Robinson an, so wie diesem die Entdeckung von Amerika, welche wieder auf die beiden Sammlungen von Reisebeschreibungen vorbereiten soll.

Eine gute Französische Uebersetzung dieser Kinderbibliothek, mit Weglassung der kleinen Versstücke, ist unter folgendem Titel erschienen: Petite Bibliothèque des enfans, par J. H. Campe, traduite de l'allemand, par l'Abbé Grandmottet. 4 Vol. 12mo. 2 Rthlr.

Braunschweig,
den ersten des Herbstmondes 1804.

Inhalt.

Seite

Bruder und Schwester 1

Fiekchens Wiegenlied, ihrer Puppe vorzusingen 2

Wie nöthig es ist, gehorsam zu sein 3

Die drei Goldfischchen. Eine Fabel 4

Die schönen Kleider 7

Der kleine Gärtner 9

Das Mährlein von der Geis 11

Die vier Jahrszeiten 12

Zum Laufen hilft nicht schnell sein 14

Des kleinen Friedrichs Geburtstag 15

Das Kinderspiel 16

Der lügenhafte junge Ochs. Eine Fabel 19

Das wohlbestrafte Kind 20

Trauriges Schicksal zweier jungen Knaben 25

Sehnsucht nach dem Frühlinge 28

Das milchweiße Mäuschen 29

Das Lämmchen 30

Die naseweise junge Fliege. Eine Fabel 31

Hedchen 33

Gespräch zwischen Karolinchen, ihrer Mutter, und Luisen, ihrer Begleiterinn 34

Seite
Die Steckenreiter 36
Das Besinnen 38
Das Kind und die Hofmeisterinn 38
Leopold und Nantchen, am Weihnachtsabend. 41
Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen.. 43
Fritzchen, als der Mai da war 49
Gefälligkeit erwirbt Liebe. 50
Sophie und ihre Mutter 52
Franz und Fritz. Eine Romanze 55
Fritz und seine Mutter 58
Enthaltsamkeit. 59
Der Hengst und die Wespe 62
Wiegenlied 63
Das schlaflose Kind 64
Luischen 65
Zwei Knaben 68
Der Geburtstag 68
Der arme Mann und sein Kind 70
Die aufrichtigen Kinder 72
Die Katze, die alte und die junge Maus 74
Das heldenmüthige Kind 76
Es ist nicht gut, ungehorsam zu sein 77
Der Bauerknabe, als er den kranken Karl erblickte 78
Willst du froh beim Spiele sein, so spiele mäßig, und gewöhne dich zum Fleiße 79
Fritzchen, am Weihnachtsabend 81
Karl und Lieschen 82
Auf ein andermahl bedächtiger 83
Fritzchens guter Vorsatz 84
Malchen, eine kleine Erzählung 85
Junker Hans 86
Lied eines Fröhlichen 91

Seite
Wohl dir, daß du unter gesitteten Menschen geboren bist! 92
Der furchtsame Knabe.... 93
Die Blumen.... 94
Fritz und der Käfer.... 96
Fritzens Morgenlied.... 97
Der Klügste giebt nach.... 98
Zwei Kinder, die sich selbst regieren wollen.... 99
Am 24sten Jenner 1781.... 108
Der arme Mann.... 109
Feldlust.... 110
Der Nebel.... 112
Zeno und sein heißhungriger Schüler.... 114
Am Weihnachtsabend.... 115
Der Waghals.... 117
Fritzchens Danklied nach überstandener Krankheit.... 118
Als Schwester Lottchen verreiset war.... 119
Das kleine Hannchen, da sie eine Henne mit ihren Jungen erblickte.... 120
Man muß sich so wenig als möglich von Andern bedienen lassen.... 121
Sei nicht so voreilig in deinem Tadel.... 122
So gehts, wenn man nicht gehorsam ist!.... 125
Die beiden ungleichen Brüder.... 127
Fritzchen, an ein Vergißmeinnichtblümchen.... 130
Fritzchen, da sein Schwesterchen wieder freundlich war.... 131
Der dankbare Anton.... 132
Aufmerksam.... 140
Körper.... 141
Wesen und Mensch.... 146
Theil.... 150
Die Schifffahrt. Fritzchen an seinen Freund Hänschen.... 154
Fritz, der Näscher.... 155

Seite
Das reinliche Kind.. 156
Ein bewährtes Mittel, recht lange, recht gesund und recht froh zu leben.. 158
Die Fischer.. 163
Die Freuden des Stadtlebens.. 164
Liebe und Gehorsam gegen die Aeltern.. 171
Folgen der Ordnung und Unordnung.. 172

Bruder und Schwester.

Schwester.

Mein Püppchen lieb' ich mehr
Als Alles in der Welt!

Bruder.

Und o — du glaubst es nicht, wie sehr
Mein buntes Pferdchen mir gefällt!

Schwester.

Du liebes, süßes Püppchen du!

Bruder.

Du kleines, goldnes Pferdchen du!

Schwester.

Dich gab mir die Mama.

Bruder.

Dich gab mir der Papa.

Beide.

Die guten Aeltern! — O, wir haben
Sie doch noch lieber, als die Gaben,
Womit sie uns so gern erfreun;
So lieb, als sie, kann nichts uns sein.

Fiekchens Wiegenlied,

ihrer Puppe vorzusingen.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draußen ist ein Schaf;
Das ist dir gar ein frommes Blut,
Das Keinem was zu Leide thut;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie freundlich ist das Schaf!
Es knurrt, es lärmt, es zanket nicht,
Zeigt immerdar ein froh Gesicht;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie still ist unser Schaf!
Nie weinen seine Aeugelein,
Nie hört man es gewaltig schrein;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wer liebt nicht unser Schaf!
Es speist vergnügt das grüne Gras;
Zu Leide thut ihm Keiner was;
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Sei sanft, wie unser Schaf,

Sei immerdar ein frommes Blut,
So sind dir alle Menschen gut;
Schlaf, Kindchen, schlaf! *)

Wie nöthig es ist, gehorsam zu sein.

Franz und sein Bruder Gottlieb baten ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlauben möchte, im Garten zu spielen.

Das könnt ihr thun, antwortete der Vater; aber ihr müßt auch darin bleiben, und nicht hinauslaufen.

Sie gingen also hin, und spielten eine Zeit lang sehr vergnügt.

Endlich sah Franz die hintere Gartenthür offen stehn, und da bat er seinen Bruder, mit ihm hinauszugehn.

Aber Vater sagte ja, wir sollten im Garten bleiben! antwortete der Bruder.

O, sagte Franz, er meinte wol nur, wir sollten nicht aus der großen Gartenthür hinaus auf die Straße laufen; aber hier hin, zwischen die Büsche, zu gehn, das kann uns doch nicht schaden.

Komm nur, lieber Gottlieb; sieh, wie schön es hier ist! Und indem er das sagte, gingen sie hinaus.

Lange liefen sie im Gebüsche hin und her, bis sie auf einmahl merkten, daß es dunkel ward.

Nun wollten sie umkehren; aber Keiner von ihnen

---

*) Die Weisen zu den in diesem Werke enthaltenen Liedern findet man in »Reichard's Lieder für Kinder, aus Campe's Kinderbibliothek. Braunschweig 1781.« Diese Sammlung von Kinderliedern eines unserer ersten Tondichter ist nicht so bekannt geworden, als sie es verdiente.

wußte den Weg wieder zu finden. Da fingen sie an, erbärmlich zu weinen und zu schreien.

Glücklicherweise wurden sie von dem Vater gehört, der dem Geschrei nachlief und sie aufsuchte.

Seht ihr? sagte er, da er sie fand, so geht es Denen, die nicht achten auf Das, was ihnen verständige Leute sagen!

Ich wußte wol, daß ihr außer dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deßwegen sagte ich euch, ihr solltet darin bleiben.

Nun darf ich euch ein andermahl nicht wieder im Garten spielen lassen, weil ich nicht sicher bin, daß ihr nicht abermahls hinauslaufen werdet.

Da mußten die beiden Knaben sich künftig gefallen lassen, in der Stube zu sitzen, wann der Vater nicht Zeit hatte, mit ihnen zugleich in den Garten zu gehn.

O wie oft seufzten sie da: wären wir doch nicht ungehorsam gewesen!

Die drei Goldfischchen.

Eine Fabel.

Ein guter Mann hatte einstmahls drei Goldfischchen, die niedlichsten kleinen Fische von der Welt.

Er hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt, und hatte großes Wohlgefallen an ihnen.

Oft setzte er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen ins Wasser, und da kamen denn die niedlichen Fischchen und ließen sichs wohlschmecken.

Da rief er ihnen beständig zu: Fischchen, Fischchen, nehmt euch ja in Acht vor Zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, als ihr jetzt lebet.

Geht nie durchs Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist, und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin.

Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann, ich wills ihnen wol verständlich machen, und stellte sich bei das Gitter.

Wenn dann eins von ihnen kam, und durchschwimmen wollte, so plätscherte er mit einem Stöckchen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrak und zurückschwamm.

Ebendas that er auch, wenn eins von ihnen oben aufs Wasser kam, damit es wieder hinunter auf den Grund ginge.

Nun, dachte er, werden sie mich wol verstanden haben, und ging nach Hause.

Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen, und schüttelten die Köpfchen, und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann nicht haben wollte, daß sie oben auf dem Wasser und durchs Gitter in den großen Teich schwimmen sollten?

Geht er doch selbst da oben, sagte das Eine; warum sollen wir nicht auch ein Bißchen höher kommen dürfen?

Und warum sollen wir eingesperrt sein? sagte das Zweite; was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich schwimmen?

Er ist gewiß ein harter Mann, sagte das Erste wieder, der uns nicht lieb hat, und nicht gern will, daß wir uns freuen sollen!

Ich werde mich nicht an ihn kehren, setzte das Zweite hinzu; ich will sogleich eine kleine Lustreise in den großen Teich vornehmen.

Und ich, rief das Erste wieder, will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.

Das dritte Goldfischchen allein war klug genug, zu denken:

Der gute Mann muß doch wol seine Ursachen haben, warum er uns das verboten hat.

Daß er uns liebt, und uns gern Freude gönnt, ist gewiß.

Warum käme er sonst so oft, und gäbe uns Semmelkrümchen, und freute sich so, wenn wir sie aufessen?

Nein, er ist gewiß nicht hart, und ich will thun, was er haben will, ungeachtet ich nicht weiß, warum er's so will.

Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde; die Andern aber thaten, was sie gesagt hatten.

Das Eine schwamm durchs Gitter in den großen Teich, und das Andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenscheine, und Beide lachten ihren Bruder aus, daß er's nicht eben so gut haben wollte.

Aber was geschah?

Das Eine war kaum in dem großen Teiche angekommen, so sprang ein Hecht auf dasselbe zu, und verschlang es.

Das Andere, das sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf dasselbe herab, fing es, und fraß es auf.

Nur das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig.

Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit, und brachte ihm alle Tage das beste Futter.

So lebte es immer recht vergnügt, und erreichte ein hohes Alter.

Die schönen Kleider.

Das kleine Nantchen hatte bisher leichte Kleider von Leinewand, und Schuhe von Leder getragen. Ihr Haar kräuselte sich von selbst.

Eines Tages war sie mit andern Kindern in Gesellschaft gewesen, welche wie die großen Damen gekleidet gingen, und das gefiel ihr.

Lieber Vater, sagte sie, da sie zurückkam, schenke mir doch ein Kleid von Seide und gestickte Schuhe, wie die andern Kinder haben, und laß mir auch das Haar kräuseln!

Das will ich wol thun, antwortete er, wenn es dir Freude macht; aber ich glaube, daß du alsdann nicht mehr so vergnügt sein wirst.

Warum nicht, lieber Vater? fragte Nantchen.

Weil du, antwortete der Vater, alsdann immer daran denken mußt, daß deine schönen Kleider nicht mögen beschädiget oder beschmutzt werden.

Denn die kosten viel Geld, und man kann sie nicht waschen, wenn sie einmahl unsauber geworden sind.

O, ich will mich schon in Acht nehmen!

Nun es sei, sagte der Vater, und ließ ihr Alles machen, was zum Putz gehört.

Wie hüpfte das kleine Ding vor Freude, da ihr alle die bunten Sachen angezogen wurden!

Des Nachmittags wurde ein Lustgang angestellt, und Nantchen war dabei.

Man kam an eine Wiese, die voll Maiblumen war, über welchen die schönsten bunten Schmetterlinge herumflatterten.

Die Knaben und die Mädchen liefen hin, die Blu-

men zu pflücken, und die Schmetterlinge zu fangen.

Nantchen wollte sich auch diese Freude machen; aber man zeigte ihr, daß das Gras etwas feucht wäre, und daß sie Schuhe und Kleid verderben würde, wenn sie dahin ginge.

Sie mußte also einsam stehen bleiben, bis die Andern genug eingesammelt hatten und zurückkamen.

Jetzt ging der Weg durch ein kleines Gebüsch.

Nantchen, welche immer sehr vorsichtig gehen mußte, um ihr schönes Kleid nicht an Dornbüschen zu zerreißen, blieb etwas zurück, indeß die andern Kinder hüpfend und springend voranliefen.

Auf einmahl hörte man ein ängstliches Geschrei.

Man lief zurück, und fand, daß Nantchen mit ihrem hohen Kopfputze an einem niedrigen Zweige hängen geblieben war, und sich gar nicht wieder losmachen konnte.

Man half ihr; aber weil ihr Haar sehr verwickelt war, so lief es nicht ohne Reißen ab, und der ganze Kopfputz war zernichtet.

Man war noch nicht weit gegangen, als sie über Schmerzen klagte, welche die enge Schnürbrust ihr verursachte.

Sie wünschte wieder nach Hause zu gehen, um das Schnürband lösen zu lassen; aber es wäre unbillig gewesen, zu verlangen, daß alle die andern Kinder ihretwegen in ihrem Vergnügen sollten gestört werden.

Da sie also nicht mehr gehen konnte, mußte sie sich entschließen, an dem Orte, wo sie war, zu warten, bis die Gesellschaft zurückkommen würde.

Hier währte ihr nun Zeit und Weile lang, und sie dachte oft bei sich selbst: ach! mein lieber Vater hatte doch wol Recht!

Nach einer Stunde kamen Alle zurück, und riefen

ihr entgegen: Geschwind, Nantchen; es wird regnen; dort kommt ein starkes Gewitter her!

Und nun mußte das arme Mädchen laufen, so sehr sie nur immer konnte, ungeachtet die Schnürbrust und die kleinen, engen Schuhe ihr die größten Schmerzen verursachten.

Aller ihrer Mühe ungeachtet, konnte sie nicht so geschwind fortkommen, als die Andern, welche leicht gekleidet waren.

Alle Augenblicke blieb sie hängen, bald mit ihrer Schleppe, bald mit ihrem zerrissenen Kopfputze.

Indeß war das Gewitter herangerückt, und ein heftiger Regen stürzte herab, eben da die andern Kinder das Haus erreicht hatten.

Nantchen wurde bis aufs Hemde naß, ließ einen ihrer Schuhe im Kothe stecken, und erreichte endlich ganz entkräftet das Haus.

Sie mußte sich entkleiden, und fand, daß ihr ganzer Putz auf immer verdorben war.

Soll ich dir morgen ein anderes seidnes Kleid machen lassen? fragte ihr Vater, da er sie trostlos weinen sah.

O nie, nie, bester Vater! war ihre Antwort.

Ich sehe nun wol, daß die schönen Kleider und das Putzen nicht glücklich machen; erlaube mir, daß ich immer meine vorigen Kleider trage, und vergieb mir, daß ich eine Thörinn war.

Der kleine Gärtner.

Der kleine Leopold hatte seinen Vater oft sagen hören, daß die Kinder noch nicht wüßten, was ihnen gut sei, und daß sie sich deßwegen von den Erwachsenen müßten rathen lassen.

Aber er hatte dieses entweder nicht recht verstanden, oder wieder vergessen.

Man hatte für ihn und seinen Bruder Franz zwei Gartenbeete abgetheilt, damit Jeder von ihnen seinen eigenen kleinen Garten hätte; und man hatte ihnen erlaubt, darin zu säen und zu pflanzen, was sie wollten.

Franz erinnerte sich hiebei Dessen, was ihr Vater ihnen oft gesagt hatte, und sprach zum Gärtner: Lieber Jakob, rathe er mir doch, was ich da hineinpflanzen soll!

Jakob gab ihm kleine Büsche, die wie Unkraut aussahn, und Stauden, die den Dornen glichen, und Franz pflanzte sie auf sein Wort hinein.

Leopoldchen, fragte der Gärtner, soll ich dir auch so was für deinen Garten geben?

Fi! war seine Antwort, was soll ich mit dem Zeuge? und bepflanzte seinen ganzen Garten mit Blumen, welche schon gepflückt waren.

Jakob ließ es geschehen.

Am andern Tage sah Leopold, daß seine Blumen alle verwelkt waren, und pflanzte andre hin, die er von neuen abgepflückt hatte.

Aber auch diese verwelkten bald, und endlich ward er es überdrüssig, die Stelle der verwelkten Blumen mit frischen zu ersetzen.

Sein kleiner Garten wurde also dem Unkraute preisgegeben.

Nach einiger Zeit sah er an den kleinen Büschen in seines Bruders Garten etwas Röthliches hangen, und rief ihn, um zu sehen, was das doch sein möchte?

Und siehe! es waren schöne, wohlschmeckende Erdbeeren.

Ach, sagte Leopold, hätte ich doch auch solch Kraut in meinen Garten gepflanzt!

Wiederum nach einiger Zeit sah er etwas Aehnliches an den dornigen Stauden in seines Bruders Garten, und da sie nachforschten, waren es die süßesten Himbeeren.

Ach! sagte Leopold wieder, hätte ich doch auch solche Stauden in meinen Garten gepflanzt!

Iß! sagte sein Bruder, als wenn es die deinigen wären; und — setzte Jakob hinzu — verachte künftig den Rath verständiger Leute nicht!

Das Mährlein von der Geiß.

Es war mahl eine Geiß,
Der war's zu wohl im Stall;
Da ging sie hin aufs Eis,
That einen bösen Fall.
Und als die Geiß gefallen war,
Da kam das alte Mütterlein dar,
Und sprach:

Du albernes Geiselein,
Hättest wol können vorsichtig sein;
Sieh, hast gebrochen ein Bein!

Ach, ach, sprach drauf das Geiselein,
Ach, allerliebstes Mütterlein,
Hätt' ich gewußt, wie's Beinbrechen thät,
Nimmermehr ich so gesprungen hätt'!

Das merk' sich wohl die Jugend an;
Bald ist ein kecker Streich gethan,
Und reut den Thäter hinterher;
Hätt's noch zu thun, thät's wol nicht mehr!

Die vier Jahrszeiten.

Ach! wenns doch immer Winter bliebe! sagte Ernst, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er that's.

Der Winter verging; es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbeete, auf welchem Hiazinten, Aurikeln und Narzissen blüheten, und war vor Freude darüber ganz außer sich.

Das ist eine Frucht des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach! antwortete Ernst, wenns doch immer Frühling wäre!

Schreib diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte der Vater; und er that's.

Der Frühling verging; es kam der Sommer.

Ernst ging mit seinen Aeltern und einigen Gespielen an einem schönen warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag.

Rund umher sahen sie grüne Saaten und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthige junge Füllen ihre Sprünge machten.

Sie aßen Kirschen und anderes Sommerobst, und ließen sichs den ganzen Tag über recht wohl sein.

Nicht wahr, fragte der Vater beim Zurückgehn, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte, daß es immer Sommer wäre!

Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst.

Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu.

Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer, aber die Luft war sanft erwärmt, und der Himmel heiter.

Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen; auf den Mistbeeten sah man wohlschmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erst recht ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber als Obst aß.

Diese schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber sein; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben.

Ach! sagte Ernst, ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbst wäre!

Wolltest du das wirklich? fragte sein Vater.

Wirklich! war seine Antwort.

Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch einmahl her, was hier geschrieben steht; lies doch!

»Ich wollte, daß es immer Winter wäre!« Und nun lies auch hier auf dieser Seite, was steht denn da?

»Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!«

Und was auf dieser Seite hier?

»Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!«

Kennst du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschtest du jetzt eben?

»Ich wünschte, daß es immer Herbst sein möchte!«

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühlinge,

daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst bleiben möchte.

Denk einmahl nach; was folgt wol daraus?

»Daß alle Jahrszeiten gut sind.«

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannichfaltigen Gaben sind, und daß der liebe große Gott viel besser, als wir armen Schelme von Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß!

Hätte es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst gekriegt haben.

Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren und Schneemänner machen zu können; und wie viele andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen!

Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt sein soll! Wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

Zum Laufen hilft nicht schnell sein.

Zwei Knaben liefen nach einem Apfel, den sie von fern liegen sahn.

Ich kriege ihn gewiß, sagte der kleine Fritz, denn ich laufe geschwinder, als du, und indem er dieses sagte, war er seinem Gefährten auch wirklich schon um einige Schritte vorgekommen.

Aber was geschah?

Weil er aus gar zu großer Eile nicht vor sich sah, so fiel er über einen Zweig, der im Wege lag.

Wer kriegte nun den Apfel?

Nicht der Geschwindeste, sondern der Vorsichtigste.

Des kleinen Friedrichs Geburtstag *).

Es war einmahl, ihr Leutchen,
Ein Knäblein jung und zart,
Hieß Friedrich, war daneben
Recht gut von Sinnesart.

War freundlich und bescheiden,
Nicht zänkisch und nicht wild;
War sanft, wie kleine Schäfchen,
Und, wie ein Täubchen, mild.

Drum gab auch Gott Gedeihen;
Das Knäblein wuchs heran;
Und seine Aeltern hatten
Recht ihre Freude dran.

Zu Schul' und Gotteshause
Sah man es fleißig gehn,
Und Jedem, der es grüßte,
Gar freundlich Rede stehn.

Auch war ihm in der Schule
Ein Jeder herzlich gut,
Denn Allen macht' es Freude,
Und Allen war es gut.

Einst hieß es: Brüder, morgen
Fällt sein Geburtstag ein!

*) Dieser kleine Friedrich war der Anhalt-Dessauische Erbprinz.

Gleich riefen All' und Jede:
Der muß gefeiert sein!

Da war des Wohlbehagens
Und jeder Freude viel;
Und wo man sah und hörte,
War Sang und Tanz und Spiel.

Denn Alle, Alle freuten
Des frohen Tages sich;
Und Alle, Alle sangen:
Heil unserm Friederich!

Und Gott im Himmel oben
Erhörte ihr Gebet;
Sein Segen folgt dem Knaben
Da, wo er geht und steht.

Das Kinderspiel.

Wir Kinder, wir schmecken
Der Freuden recht viel!
Wir schäkern und necken
(Versteht sich, im Spiel!)
Wir lärmen und singen
Und rennen uns um,
Und hüpfen und springen
Im Grase herum!

Warum nicht? — Zum Murren
  Ists Zeit noch genug!
Wer wollte wol knurren;
  Der wär' ja nicht klug.
Wie lustig stehn dorten
  Die Saat und das Gras!
Beschreiben mit Worten
  Kann Keiner wol das.

Ha, Brüderchen, rennet!
  Ha, wälzt euch im Gras!
Noch ists uns vergönnet,
  Noch kleidet uns das.
Ach! werden wir älter,
  So schickt sichs nicht mehr;
Dann treten wir kälter
  Und steifer einher.

Ei, seht doch, ihr Brüder,
  Den Schmetterling da!
Wer wirft ihn uns nieder?
  Doch schonet ihn ja!
Dort flattert noch einer,
  Der ist wol sein Freund;
O schlag' ihn ja Keiner,
  Weil jener sonst weint!

Wird dort nicht gesungen?
  Wie herrlich das klingt!
Vortrefflich, ihr Jungen!
  Die Nachtigall singt.
Da sitzt sie! Seht, oben
  Im Apfelbaum dort;

Wir wollen sie loben,
So fährt sie wol fort.

Komm, Liebchen, hernieder,
Und laß dich besehn!
Wer lehrt dir die Lieder?
Du machst es recht schön!
O laß dich nicht stören,
Du Vögelchen du!
Wir Alle, wir hören
So gerne dir zu.

Wo ist sie geblieben?
Wir sehn sie nicht mehr!
Da flattert sie drüben!
Komm wieder! Komm her!
Vergeblich! die Freude
Ist diesmahl vorbei!
Ihr that wer zu Leide,
Sei's, was es auch sei.

Laßt Kränzchen uns winden;
Viel Blumen sind hier!
Wer Veilchen wird finden,
Empfänget dafür
Von Mutter zur Gabe
Ein Mäulchen, wol zwei:
Juchheißa! Ich habe,
Ich hab' eins, juchhei!

Ach, geht sie schon unter,
Die Sonne? so früh?
Wir sind ja noch munter;
Ach, Sonne, verzieh!

Nun morgen, ihr Brüder!
Schlaft wohl! gute Nacht!
Ja, morgen wird wieder
Gespielt und gelacht!

Der lügenhafte junge Ochs.

Eine Fabel.

Ein junger Ochs hatte sich ein häßliches Laster — das Lügen, angewöhnt.

Wenn er mit andern großen Ochsen auf der Weide war, so fand er ein dummes Vergnügen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie zum Besten zu haben.

Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch, und heulte gerade so, wie die Wölfe zu heulen pflegen.

Wenn dann das die Alten hörten, so kamen sie geschwind herbeigelaufen, um den Wolf zu scheuchen, daß er Keinem von den Jungen Etwas zu Leide thäte.

Aber dann fanden sie an dem Orte, wo sie das Heulen gehört hatten, Keinen, als den lügenhaften jungen Ochsen, der sich stellte, als wenn er schliefe.

Sie merkten indeß bald, daß er's gewesen war, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte.

Eines Abends, da der junge Lügner sich auch etwas von ihnen entfernt hatte, sah er plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsche auf sich zuspringen.

Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und fing daher erbärmlich an zu schreien.

Mu! Mu! Mu! brüllte er, welches so viel heißen sollte, als: Rettet! rettet! Ein Wolf!

Aber da war Keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten Alle, daß er sie wieder zum Besten haben wolle.

Da fiel der hungrige Wolf über ihn her, faßte ihn bei der Gurgel, und — fraß ihn auf!

Ach! seufzte er da bei sich selbst, indem er starb, wie sehr schadet man sich doch selbst, wenn man Andere durch Unwahrheit zu hintergehen sucht!

Das wohlbestrafte Kind.

Der arme Rudolph kam, gebeugt
Vom Holzstoß, den sein Rücken trug,
Einst aus dem Walde später noch,
Als je, zurück, und sprach im Gehn
Bekümmert:
Ganz gewiß ist nun
Mein gutes Weib betrübt und weint,
Daß ich so lange zögre; Fritz
Ist auch betrübt, das gute Kind!
Der Mutter wahres Bild! — Er wird,
Wenn Gott ihm beisteht, fromm und gut.
Sie weinen jetzt; doch, wenn sie bald
Mich sehn, wie werden sie sich freun!
Wie mich umarmen!
Rudolph kam
In seine Hütte, sah sein Weib
Am Bette sitzen, in die Hand
Das Haupt gelehnt; sie weint und seufzt,
Und Fritz liegt knieend vor ihr, drückt
Und küsset ihre Hand, die sie
Zurückzieht.

Kinder, weint nicht mehr,
Sagt Rudolph; ich bin da, seht her,
Welch schönes Holz! — Ihr sagt mir nichts?
Du, Fritz, umarmst mich nicht? Kein Kuß
Belohnt mir heute meinen Fleiß? —
Ihr wollt mich strafen? Hört nur an,
Wie mir es ging: — Es war noch früh,
Mein Bündel war gemacht; schon ging
Ich aus dem Wald. Ein armer Greis,
Dort aus dem Dorf, das unten liegt,
Kam mir entgegen; mühsam schleppt'
Er seine Schritte fort. Ihr scheint
Schon müde, sprach ich, guter Mann!
Ach Gott! seufzt' er. Und mich durchdrang
Der Seufzer, und ich nahm die Axt
Und fällt' ihm etwas Holz, und band's
Ihm auf den Rücken; freundlich dankt'
Er mir, und drückte meine Hand.
Jetzt wollt' ich laufen; doch der Schnee
Hielt mich zurück. — Nun, Grete! Was?
Du seufzest noch? Du willst mir nicht
Verzeihn? So liebst du mich nicht mehr?
Das dacht' ich nicht! —

Unglücklicher!
Sprach sie, und faßt' ihn bei der Hand.
Ich soll dich lieben? Ich? die dir
Solch einen bösen Sohn gebar? —
Fritz, böse? Nein, sein Herz ist gut;
Noch ist er Kind und flatterhaft,
Doch wird er nur erst groß, fürwahr,
Dann wird er weis' und gut! —

Dann wird
Er grausam!

Nein, ich steh' dafür,
Das wird er nicht. — Und Fritz, du schweigst
Dazu? Komm her und sage mir,
Was machtest du? — Du thust so scheu?
Es muß was Arges sein. — Sehr arg;
Doch schämt er sich, das ist noch gut. —
Was that er denn?
Gern möcht' ich dir's
Verschweigen; denn du wirst gewiß
Auch traurig werden.
Sag' es nur!
Es sei. Ich öffnete, weil du
Nicht kamst, von Zeit zu Zeit die Thür;
Da flog ein Vögelchen ins Haus.
Es flatterte herum, und schien
Recht sehr zu frieren. Da nahm ichs
In meinen Busen, und mein Hauch
Und meine Hände wärmten es.
Da kam die kleine Liese, die
Im Fallen über'n Zaun den Arm
Sich aufriß, wies mit Thränen mir
Den Arm, der frisch noch blutete.
Sie wollte dir ihn zeigen; doch
Weil du nicht kamst, verband ich sie,
So gut ich konnte, nahm dazu
Den Balsam dort im braunen Topf,
War das der rechte?
Ja, recht schön!
Nur weiter!
Während ich das that,
Schlich Fritz, dem ich das Vögelchen
So lange gab, in Winkel sich,
Und drauf —

Nun, was?

Berupft' er es. —

Berupft' es? —

Ja, den ganzen Leib.

Nur nicht die Flügel, öffnete
Darauf die Thür, und ließ es aus.
Du glaubst nicht, wie das arme Ding
Umherflog, wie es ächzend sich
Beklagte! Mann, ich hört's; mir gings
Durchs Herz! — Er wird ein Bösewicht!
Denk' nur, wenn er erst größer ist!
Das kränkt mich. O das hättest du
In deiner Kindheit nie gethan.
Oft sagt' ich: unser Fritz wird gut,
Gut, wie sein Vater! Ach! wie hab'
Ich mich in ihm geirrt, o Gott! —
Sei ruhig, Grete; weine nicht;
Es lebt ein guter Gott; der liebt
Der frommen Aeltern Redlichkeit.
Wird er ein Bösewicht, so nimmt
Ihn Gott von uns hinweg. — Komm her,
Mein Sohn! sieh, welchen Kummer du
Uns heute machest. Gut, du weinst;
Ich weine auch; komm, lege mir
Die Hand aufs Herz; bisher war dies
Dein Wohnplatz, denn ich liebte dich;
Doch jetzt nicht mehr! — Umsonst! dich lieb'
Ich immer noch! — Gott! lieb' ich denn
Solch einen — Nein, ich will dir, Sohn,
Nicht fluchen. — Grete, komm, laß uns
Des Vogels Federn sammeln; hier
Am Balken hängen wir sie auf,
Und sehen, wenn zu zärtlich wir

Ihn lieben, diese Federn an,
Und sagen: solch ein hartes Herz
Muß man nicht lieben. — Denkst du denn,
Mein Sohn — bleib hier auf meinem Schooß —
Daß bloß der Frost das Vögelchen
In unser Haus gebracht? Gott selbst
Gab ihn in unsre Hand, um ihn
Zu retten; denn für Thiere sorgt
Er, wie für Menschen; und du hast
Ihn so geplündert! — Wenn ich nun
Die ganze Nacht dich ohne Kleid
Auch draußen frieren ließ'? Du hast's
Verdient; doch grausam wär' ich dann,
Und gliche dir, und litte mehr
Dabei, als du! — Komm, zittre nicht;
Sei ruhig, denn noch liebt mein Herz
In dir den Sohn, und hasset nur
Den Uebelthäter. Ach! von dir
Hofft' ich des Alters Trost für mich,
Für deine Mutter! Und du willst
Uns unser Leben kürzen?
Ach!
Mein Vater, meine Mutter, ach!
Verzeiht mir! O ich will euch nie
Mehr kränken, will gern Gutes thun!
Verlaßt euch drauf, ich werd' euch gleich. —
Leicht ist der Aeltern Herz erweicht.
Ihm ward verziehn, und Fritz ward gut,
Und ohne Falsch und tugendsam,
Ein Muster für die Kinderwelt.
Einst sah er, ach! mit trübem Blick
Zur Deck' hinauf; die Mutter sah's,
Nahm eine Leiter: Steig hinauf,

Mein Fritz, sprach sie, und nimm nur gleich
Die Federn weg; sie machen dich
So traurig; wirf sie nur ins Feu'r;
Dein Vater wirds zufrieden sein;
Nicht wahr? —

O ja!

Verbrenne sie,
Die bösen Federn! —

Mutter, nein!
Sie sollen bleiben, und wenn mir
Der Himmel auch einst Kinder giebt,
Dann weis' ich sie mit Thränen drauf,
Und spreche: Seht, einst war ich bös',
Und, daß ich besser ward, verdank'
Ich Gott und frommer Aeltern Rath.

Trauriges Schicksal zweier jungen Knaben.

Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann, der kürzlich noch zwei Söhne hatte.

Der älteste war ungefähr sieben, der jüngste erst sechs Jahr alt.

Beide wurden von ihren Aeltern auf das zärtlichste geliebt.

Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun.

Er pflegte alsdann ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen.

Wann er zurückkam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit Niemand sich oder Andern Schaden damit thun möchte.

Deßungeachtet hatte er seinen Söhnen ein für allemahl verboten, sowol die Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich oder Andere leicht verletzen können.

Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen sein würden, mit dergleichen Gewehren niemahls zu spaßen, weil daraus schon oft großes Unglück entstanden sei.

Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück; aber weil er in kurzen wieder aufs neue abzureisen gedachte, so hatte er diesmahl die Pistolen nicht losgeschossen.

Er legte sie in seine Kammer.

Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein für allemahl verboten.

Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Kristian (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer.

Die Pistolen lagen auf dem Tische.

Laß uns einmahl Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte.

Du! antwortete Kristian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren?

Wol wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; denn Vater sagte neulich, daß er sie immer erst abschieße, ehe er zu Hause komme.

Und verderben werden wir ja auch nichts daran; sieh nur, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß, — und so zog er den Hahn an beiden Pistolen auf.

Vater wird wol nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollen.

Nun stelle dich da hin, und gieb Acht, wie ich befehle; wenn ich Feuer! rufe, so mußt du abdrücken.

Schon standen Beide gegen einander über, und Wilhelm rief:

Achtung! — Bietet das Gewehr! — Legt an! — Feuer!

Mit diesen Worten drückten Beide los, und Beide fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute.

Auf den Knall der beiden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbeigerannt, und o Himmel! welch ein Anblick!

Ohnmächtig sank sie bei ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblicke den letzten Athemzug thaten.

Da sie von dem herbeigelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bei seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün,
Und laß mir an dem Bache
Die kleinen Veilchen blühn!

Wie möcht' ich doch so gerne
Ein Veilchen wieder sehn!
Ach, lieber Mai, wie gerne
Mich einmahl nur ergehn!

Zwar Wintertage haben
Wol auch der Freuden viel:
Man kann im Schnee eins traben,
Und treibt manch Abendspiel;

Baut Häuserchen von Karten,
Spielt Blindekuh und Pfand;
Auch giebts wol Schlittenfahrten
Aufs liebe freie Land;

Doch, wenn die Vöglein singen,
Und wir dann froh und flink
Auf grünem Rasen springen,
Das ist ein ander Ding!

Jetzt muß mein Steckenpferdchen
Dort in dem Winkel stehn,
Denn draußen in dem Gärtchen
Kann man vor Koth nicht gehn.

Am meisten aber dauert
Mich Fiekchens Herzeleid;
Das arme Mädchen lauert
Recht auf die Blumenzeit!

Umsonst hol' ich ihr Spielchen
Zum Zeitvertreib herbei;
Sie sitzt in ihrem Stühlchen,
Wie's Hühnchen auf dem Ei.

Ach, wenns doch erst gelinder
Und grüner draußen wär'!
Komm, lieber Mai! wir Kinder,
Wir bitten gar zu sehr!

O komm, und bring vor allen
Uns viele Veilchen mit!
Bring auch viel Nachtigallen
Und schöne Kuckucks mit!

Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmahl
Von einer großen Mäusezahl
Die einz'ge ihrer Art.
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, so glänzend und so weich;
Sie selbst war klein und zart.

Kind, sprach die Mutter einst zu ihr,
Noch kennst du nicht das böse Thier,

Die Katze, unsern Feind!
Sie laurt uns auf in finstrer Nacht,
Dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht:
Mein Rath ist gut gemeint.

Auch vor der Eule hüte dich;
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
Gefahren klug entzieht. —
Das Mäuschen dünkt sich klug, und spricht:
O Mutter, sorgt für mich nur nicht,
Ich weiß schon, wie man flieht!

Nun ging sie einstens auf den Schmaus,
Des Abends, ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck.
Doch da sie wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule, husch! und fing
Mein weißes Mäuschen weg.

Ach, riefs, wie war ich doch bethört!
Hätt' ich der Mutter Rath verehrt,
So litt' ich nicht den Tod.
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst, die Eule speiste sie
Zu ihrem Abendbrot.

Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in dem Klee
Mit ausgelaßner Freude.

Hop, hop! gings über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
Kind, rief die Mutter, Kind, halt ein!
Es möchte dir mißlingen.

Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen;
Seht da, es springt und — bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen!

O, liebe, muntre Kinder! schreibt
Dies tief in eure Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.

Die naseweise junge Fliege.

Eine Fabel.

Eine junge Fliege saß mit ihrer Mutter an der Mauer eines Feuerherdes, nicht weit von einem Topfe, in welchem Suppe gekocht wurde.

Die alte Fliege hatte anderwärts zu thun, und sagte also zu ihrem Töchterchen, indem sie wegfliegen wollte:

Kind, bleib auf dieser Stelle sitzen, bis ich wiederkomme.

Warum, Mutter? fragte das vorwitzige Töchterchen.

Darum, antwortete die Alte, weil ich besorge, daß du jenem kochenden Brunnen (sie meinte den Topf) zu nahe kommen möchtest.

Junge.

Und warum soll ich dem nicht nahe kommen?

Alte.

Weil du hineinfallen und ertrinken würdest.

Junge.

Warum hineinfallen?

Alte.

Die Ursache kann ich dir nicht sagen; aber glaube meiner Erfahrung: so oft eine Fliege über einen solchen dampfenden Brunnen flog, habe ich immer gesehen, daß sie hinabfiel, und nimmer wieder herauskam.

Die Alte glaubte hiemit genug gesagt zu haben, und flog davon.

Ihr Jungfer Töchterchen aber rümpfte das Näschen, und dachte bei sich selbst:

Was doch die Alten immer für Besorgnisse haben!

Da soll ich mir nun nicht einmahl das unschuldige Vergnügen machen, über den dampfenden Brunnen hinzufliegen.

Ja, wenn ich keine Flügel hätte, und nicht schon klug genug wäre, mich in Acht zu nehmen!

Kurz, Frau Mama, was sie mir auch von ihrer Erfahrung vorgesagt haben, so werde ich doch zum Zeitvertreibe da um den Brunnen ein wenig herumfliegen.

Ich will doch sehen, was mich hineinziehen wird!

Mit diesen Worten flog das schnippsche Ding hin.

Aber kaum war sie über dem Topfe angelangt, als der aufsteigende Dampf sie plötzlich sinnlos machte.

Sie stürzte hinab in den siedenden Topf, indem sie nur noch eben so viel Zeit hatte auszurufen:

Unglückliche Kinder, die sich klüger als alte Leute dünken, und auf keine Warnung achten!

Hedchen.

Das sanfte Hedchen wollte nicht,
Nach Fritzens wilder Art, die Knabenspiele spielen;
Er bittet; nichts! Er zürnt; sie will nicht hören.

Da hob er seinen Stab, auf dem er ritt,
Halb scherzend, drohend halb empor,
Und ach! der schwere Stab
Fiel — fiel auf Hedchens Kopf!

Das arme Mädchen schrie, daß weit der Garten scholl,
Und warf vor Schmerz sich weinend nieder.

Und Fritz erschrak; er hub mit an zu weinen,
Und bat sie kläglich, aufzustehn. —
Sie weint und steht nicht auf.

Ach, liebe Schwester,
Da nimm den Stock und schlag mich zweimahl wieder!
Ich halt' es aus; ich hab' es wohl verdient;
Steh auf!

Nein, Fritz, der Schlag thut gar zu weh,
Versetzt das gute Kind; ich kann dich so nicht schlagen!

Gespräch

zwischen Karolinchen, ihrer Mutter, und Luisen, ihrer Begleiterinn.

Mutter.

Und wo hast du das Geld gelassen?

Karolinchen.

Verschenkt, liebe Mutter.

Mutter.

An wen?

Karolinchen.

An einen unartigen Jungen.

Mutter.

Damit er artig würde?

Karolinchen.

Ja, Mutter, damit er artig würde. — Nicht wahr, die kleinen Vögel gehören dem lieben Gott?

Mutter.

So, wie wir selbst, und alle andere Geschöpfe, die Gott gemacht hat.

Karolinchen.

Na, der Junge hatte dem lieben Gott einen Vogel weggestohlen; den bot er mir zum Kauf an. Der Vogel schrie jämmerlich, und der Junge hielt ihn in der Hand, und wollte ihn nicht schreien lassen. Ich glaube, er fürchtete sich, daß der liebe Gott es hören und schelten würde.

Mutter.

Und du?

Karolinchen.

Ich gab dem Jungen das Geld, und den Vogel gab

ich dem lieben Gott wieder. Ich glaube, er wird sich recht darüber gefreut haben! (sie hüpft dabei.)

Mutter.

Ganz gewiß hat es ihn gefreut, daß du mitleidig warest.

Karolinchen.

Der Junge mag es wol aus Noth gethan haben.

Mutter.

Das denk' ich auch.

Karolinchen (zu Luisen).

Desto besser, daß ich dem Jungen Alles gab. —

Luise (zur Mutter).

Wir sind im Streit. Karoline gab ungezählt Alles, was sie hatte, hin, ohne erst zu fragen, wie viel der Junge haben wollte? Da sagte ich, das hätte sie nicht thun sollen.

Karolinchen.

Wer hat nun Recht?

Mutter.

Du nicht völlig, meine liebe Seele! Wie, wenn nun gleich wieder ein anderer Junge mit des lieben Gottes Vögelchen gekommen wäre, und du hättest kein Geld mehr gehabt?

Karolinchen.

Dann wäre ich zu dir gekommen, liebe Mutter!

Mutter.

Und wenn ich dann auch kein Geld gehabt hätte?

Karolinchen.

Ja — dann —

Mutter.

Man muß nicht bloß für sich, sondern auch für Andere sparen. Um mehr Gutes zu thun, kann man dingen. Gottes Geschöpf — wer kann das bezahlen?

Hätte der Junge den Vogel nicht geringer lassen wollen, wär's ein Anderes gewesen. — Was war's für ein Vogel?

Karolinchen.

Ich habe nicht gefragt, liebe Mutter! Hast du mich nicht gelehrt, man muß nicht nach dem Namen fragen, wenn man Gutes thut? Du hättest nur sehen sollen, der Vogel konnte vor Freuden nicht recht fliegen; aber der Junge mußte mir versprechen, daß er ihn nicht wiederhaschen wollte.

Mutter.

Hast gut hausgehalten. — Hier ist wieder Geld.

Karolinchen.

Dank, liebste Mutter!

Mutter.

Und hier noch einen Kuß! (Sie küßt sie.) — Gott segne dich, mein Kind, daß du immer mitleidig und gut sein mögest!

Die Steckenreiter.

Auf schlanken Stecken
Reiten wir her;
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr.

Zwar auf der Erde
Reitet sichs knapp;
Doch große Pferde
Werfen uns ab.

Indeß zuweilen
Wagt man sich schon;
Trägt ein paar Beulen
Gerne davon.

Da wächst dem Knaben
Mächtig der Sinn;
Schier möcht' er traben
Meilen dahin.

Allein urplötzlich
Bäumt sich das Thier,
Erhebt entsetzlich
Helles Gewiehr.

Dann schreit der Reiter:
Weh mir! der Rapp'!
Ich mag nicht weiter,
Helft mir herab!

Und auf die Letzte
Wirds wieder werth,
Das schlechtgeschätzte
Hölzerne Pferd.

So bleibts bei Stecken;
Wißt ihr, woher?
Wir kleinen Gecken
Können nicht mehr!

Das Besinnen.

Aber ich mag nicht ohne dich in den Garten gehn, sagte die kleine Karoline zu ihrem Bruder; und warum willst du mir denn nicht den Gefallen thun, wenn ich dich bitte?

Darum, weil ich jetzt nicht Lust habe, antwortete Fritz, und warf sich auf einen Stuhl.

Das Mädchen setzte sich in die Ecke, und weinte.

Warum weinst du? fragte die Mutter, die eben herzutrat; hast du etwa deinem Bruder was zuwidergethan, weil er so verdrießlich dasitzt?

Ich muß wol, liebe Mutter, denn er schlägt mir's eben ab, mit mir in den Garten zu gehn.

Ist das wahr, Fritz, fragte die Mutter; hat sie dir etwas zuwidergethan?

Nein, ich bin's, der unfreundlich gegen sie war, antwortete Fritz, sprang auf, nahm das Mädchen bei der Hand, und sagte: Komm, Liebe, hier bin ich, wir wollen in den Garten.

Karoline wischte geschwind ihre Thräne ab, und fragte ihn freundlich: Aber hast du denn auch Lust dazu?

Das Kind und die Hofmeisterinn.

Erst das Kind allein zu seiner Puppe.

So, Mamsell? Sie wollen mich nicht hören? Sie wollen den Kopf immer schief halten? Warten Sie nur, ich werde böse werden, noch viel böser, als meine Hofmeisterinn gestern war, da ich den Hund schlug.

Hofmeisterinn (die im Hereinkommen hört, was sie sagt).

Siehst ja sehr ernsthaft aus, meine Liebe; hat die Puppe dir Etwas nicht recht gemacht?

Kind.

Ja, sie will den Kopf nicht gerade halten!

Hofmeisterinn.

Nun, da konntest du freilich nicht freundlich bleiben; aber sprachst du nicht von Böserwerden?

Kind.

Böserwerden? — Nun, ich — Aber haben Sie denn gehört, was ich zu ihr sagte?

Hofmeisterinn.

Gesetzt, ich hätte nichts gehört, und verlangte nun zu wissen, was du deiner Puppe sagtest; würdest du mir wol Etwas verschweigen wollen?

Kind.

O fi! da wär' ich ja ein böses Kind! Die guten Kinder müssen ja nichts verschweigen, wenn ihre Aeltern oder ihre Vorgesetzten sie fragen.

Hofmeisterinn.

Recht, Liebe! Komm, umarme mich, und dann sage mir doch, was du Alles mit deiner Puppe sprachst!

Kind.

I, sie wollte den Kopf nicht gerade halten, und da sagt' ich ihr: wenn sie's nicht thäte, so wollt' ich böse werden, noch viel böser, als meine Hofmeisterinn geworden sei, da ich den Hund geschlagen.

Hofmeisterinn.

Du meinst also, ich sei gestern böse gewesen?

Kind.

Ja, Sie sahen ja gar nicht so aus, als sonst; ich meinte, Sie sähen zornig aus.

Hofmeisterinn.

Nicht zornig, mein Kind; aber traurig, bekümmert war ich wirklich. Denn erstens that es mir weh, daß du dem armen Hunde Schmerzen machtest, und dann besorgte ich auch, daß er dich endlich beißen möchte, wenn du fortführest, so unfreundlich mit ihm umzugehen. Ich warnte dich also, und da du mich nicht gleich verstandest, dachte ich gar, daß du ein ungehorsames Kind geworden seist, und darüber wurde ich so betrübt, daß mir die Thränen in die Augen traten. Da hast du nun gemeint, ich sei zornig geworden! — Zornig? Pfui! da hätte ich ja eben so gehandelt, als du, da du auf den Hund böse warst!

Kind.

Aber sind Sie denn nun auch nicht böse, daß ich so zu meiner Puppe gesagt habe?

Hofmeisterinn.

Eben so wenig, mein Kind; ich freue mich vielmehr, daß mir das Gelegenheit gegeben hat, dir einen Irrthum zu benehmen. Ist dir das nicht auch lieb?

Kind.

O ja, — aber —

Hofmeisterinn.

Nun?

Kind.

Ja, wenn Sie doch niemahls wieder unzufrieden mit mir würden?

Hofmeisterinn.

Ich wünsche selbst recht sehr, daß ich niemahls wieder Ursache dazu haben möge; denn es thut mir immer weh, wenn ich es sein muß. — Es gehört nur eine kleine Abrede dazu?

Kind.

Welche denn?

Hofmeisterinn.

Daß du künftig aufs erste Wort, welches ich dir sage, um dich von etwas Schlechtem abzuhalten, sogleich hörst; dann kannst du gewiß versichert sein —

Kind.

Daß Sie nie wieder unzufrieden mit mir sein werden?

Hofmeisterinn.

Ganz gewiß nicht; da hast du meine Hand! Aber du mußt auch die Bedingungen dieses Versprechens erfüllen!

Kind (hüpfend).

Ja, ja, das will ich, das will ich!

Das Kind hielt Wort. So oft sie künftig Etwas thun wollte, was nicht hübsch war, brauchte die Hofmeisterinn ihr nur einen Wink mit den Augen zu geben; gleich unterließ sie es! War aber die Hofmeisterinn eben nicht bei der Hand, so that sie nichts, wovon sie nicht ganz gewiß wußte, daß es gut sei.

Daher hatte denn die Hofmeisterinn auch niemahls wieder Ursache, unzufrieden zu sein, und Beide lebten also in herzlicher Freundschaft und in beständigem Vergnügen.

Leopold und Nantchen,

am Weihnachtsabend.

Leopold.

Sprich, Nantchen, ist dir's auch ums Herz,
Wie mir? — Ich möchte wirklich weinen.

Nantchen.

Warum?

Leopold.

Ja, sieh! da haben nun
Die lieben Aeltern uns schon wieder
So vielerlei geschenkt, und wir
Sind noch so klein und noch so schwach,
Und könnens ihnen nicht vergelten.

Nantchen.

Wenn wir nur immer artig sind,
So halten Beide sich schon für
Belohnt genug.

Leopold.

Das ist es eben,
Was mich so traurig macht, daß wir
Noch immer nicht so fromm, so gut
Und artig sind, als sie es wünschen!

Nantchen.

Der liebe Gott wird uns wol helfen,
Daß wir noch besser werden.

Leopold.

O!
So komm und laß uns niederfallen
Vor unserm lieben Gott, und beten,
Daß er uns armen Kindern helfe,
Recht fromm zu sein!

(Sie knien nieder.)

Nantchen.

Du lieber Gott,
Wir wollten gar zu gern die Aeltern
Durch unsre Artigkeit erfreun —

Leopold.

Und sieh! wir armen Kinder fehlen
Doch noch so mannichmahl!

Nantchen.

Das thut

Uns denn so leid!

Leopold.

Ach, ja! so leid!

Nantchen.

Drum beten wir zu dir; du bist
So groß und gut, und hilfst so gern:
Ach! hilf uns doch, daß wir nicht wieder
Von neuen fehlen!

Leopold.

Hilf, ach, hilf
Uns doch, du großer, lieber Gott!

Nantchen.

Du thust es doch?

Leopold.

Du thust es; — Amen!

Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen.

Der alte Ehrenreich ging mit seinem jüngsten Sohne, Häns chen, weit ins Feld. Es war an einem angenehmen, noch ziemlich warmen Herbsttage.

Vater, sagte Hänschen, da sie bei einem Garten vorbeikamen, der mitten im Felde lag, mich dürstet gar zu sehr!

Mich auch, mein Kind, antwortete Ehrenreich; aber wir müssen Geduld haben, bis wir nach Hause kommen.

Hänschen.

Dort steht ein Birnbaum, der ganz voll von schönen reifen Birnen hängt.

Ehrenreich.

Ich sehe; aber der steht im Garten!

Hänschen.

Der Zaun ist nicht hoch, wir könnten hinübersteigen.

Ehrenreich.

Und was würde Der, dem der Garten gehört, dazu sagen, wenn er hier wäre?

Hänschen.

O, er ist gewiß nicht hier, und es ist auch Keiner da, der's ihm wiedersagen könnte!

Ehrenreich.

Du irrest, mein Kind! Einer wenigstens würde es gewiß sehn, und der müßte uns deßwegen strafen, weil wir etwas Böses thäten.

Hänschen.

I, wer denn?

Ehrenreich.

Der, welcher überall zugegen ist, welcher uns immer sieht, immer weiß, was wir thun — Gott!

Hänschen.

Ach ja; daran hatte ich nicht gedacht.

In diesem Augenblicke richtete sich ein Mann auf, der ungesehen hinter dem Zaune im Grase gesessen hatte. Es war der Besitzer des Gartens, welcher Hänschen folgendermaßen anredete:

Danke Gott, mein Sohn, daß dein frommer Vater dich verhindert hat, in den Garten zu steigen und Etwas zu nehmen, das nicht dein war!

Wisse, daß ich unter diesen Birnbaum, um ihn vor Dieben zu bewahren, Fußangeln habe legen müssen. Du würdest hineingetreten und auf immer lahm geworden sein.

Aber, weil du auf die Erinnerung deines Vaters

den unsichtbaren Gott gefürchtet, und das Unrecht, das du begehrtest, nicht ausgeführt hast, so will ich dir gern von des Baumes besten Früchten geben.

Er ging darauf hin, schüttelte den Baum, und brachte Hänschen einen ganzen Hut voll der schönsten Birnen.

Ehrenreich wollte ihm Geld dafür geben; aber der Mann wollte es nicht nehmen.

Warum nicht? fragte Ehrenreich.

Darum, antwortete der Mann, weil eben der Gott, der nicht will, daß wir Böses thun sollen, es gern sieht, wenn wir Gutes thun und unserm Nächsten helfen, wo und wie wir können. Er wird mich diese paar Birnen nicht missen lassen.

Ehrenreich drückte ihm gerührt die Hand, und ging mit seinem Hänschen weiter.

Hänschen.

Das war doch ein recht guter Mann!

Ehrenreich.

Das ist er, und so sind Alle, die auf Das, was ihnen täglich begegnete, geachtet, und daraus gelernt haben, daß der liebe Gott kein Gutes unbelohnt und kein Böses unbestraft lassen kann.

Hänschen.

Hätte uns der liebe Gott denn wol auch bestraft, wenn wir die Birnen genommen hätten?

Ehrenreich.

Hast du nicht gehört, was uns würde widerfahren sein?

Hänschen.

Ja, aber Gott hatte doch die Fußangeln nicht dahin gelegt?

Ehrenreich.

Nicht er selbst; aber doch war es nicht ohne sein

Wissen und ohne seine Zulassung geschehen, daß der Mann sie dahin legte.

Gott, mein liebes Kind, lenket und regieret alle Dinge in der Welt, und er lenket und regieret sie so, daß sie dem guten Menschen zum Lohne, dem Bösen zur Strafe dienen müssen. Höre, ich will dir davon eine merkwürdige Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Da ich noch so klein, wie du, und in meines Vaters Hause war, da hatten wir zwei Nachbaren, einen auf der rechten, den andern auf der linken Seite. Der eine hieß Schmid, der andre Müller.

Schmid hatte einen Sohn, der hieß Kristian, und Müller hatte auch einen, welcher Konrad hieß.

Hinter unserm Hause und hinter den Häusern unserer Nachbaren waren kleine Gärtchen, welche durch Hecken von einander abgesondert wurden.

Nun hatte Kristian, des einen Nachbars Sohn, den Fehler, daß er immer gern mit Steinen warf, ohne sich erst recht umzusehen, ob er nicht Schaden thun werde.

Dies that er auch oft, wenn er in seines Vaters Garten war. Da warf er mit Steinen in unsers und des Nachbars Garten, so daß Keiner darin vor seinem Werfen sicher war.

Sein Vater hatte dies einmahl bemerkt, und verbot es ihm nachdrücklich.

Aber unglücklicherweise hatte dieses Kind entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß man auch alsdann nichts Böses thun muß, wenn man ganz allein ist; er hatte entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß alsdann wenigstens Gott bei uns ist, und Alles sieht, was wir thun.

Da er nun einmahl wieder ganz allein im Garten

war, kriegte er abermahls Lust, sich durch Werfen zu ergetzen, und weil er wußte, daß sein Vater ausgegangen war, so glaubte er, daß es ihm nicht schaden werde.

Zu eben der Zeit war auch Nachbar Müller mit seinem Konrad im Garten.

Dieser Konrad hatte eben den Fehler, daß er glaubte, es sei genug, wenn man nur in anderer Leute Gegenwart nichts Böses thue. Sobald man aber allein sei, dachte er, könne man thun, was man wolle.

Sein Vater hatte eine geladene Flinte bei sich, um die Sperlinge zu schießen, die ihm die Kirschen abfraßen. Sie standen in einer Laube und warteten, daß die Sperlinge kommen sollten; aber da wurde Konrads Vater abgerufen, weil ein Fremder zu ihm gekommen war.

Er ließ die Flinte in der Laube stehen, und sagte im Weggehen zu Konrad: Du, rühre mir ja nicht die Flinte an!

Jetzt war Konrad allein. Was kann es mir denn schaden, dachte er, wenn ich ein Bißchen mit der Flinte spiele? Ich werde ja Keinen damit todt schießen, und Vater ist ja nun im Hause!

Er ergriff die Flinte, und machte es damit, wie die Soldaten. Dann wollte er versuchen, ob er wol schon den Hahn spannen könne.

Er legte also die Flinte auf die Hecke, recht nach Nachbar Schmid's Garten hin, und nun faßte er den Hahn, um ihn aufzuziehen.

In eben dem Augenblicke warf Kristian aus seinem Garten mit einem scharfen Stein herüber, und traf Konrads Auge; Konrad ließ vor Schreck und Schmerz den aufgezogenen Hahn fahren; puff! ging der Schuß los, und au! au! au! hörte man in beiden Gärten schreien.

Konrad war um sein Auge, und Kristian hatte den

ganzen Schuß ins Bein bekommen. Jener wurde blind, dieser lahm, und Beide blieben es ihr Leben lang.

Hänschen.

O, der arme Kristian und der arme Konrad!

Ehrenreich.

Sie waren sehr zu bedauern, vornehmlich deßwegen, weil Jeder von ihnen nicht bloß sich, sondern auch den Andern mit unglücklich gemacht hatte. — Und doch war's im Grunde für Beide ein wahres Glück, daß es so gekommen war.

Hänschen.

Warum, Vater?

Ehrenreich.

Das will ich dir sagen: siehst du, Hänschen, wenn der liebe Gott diese Kinder nicht bestraft hätte, so würden sie immer fortgefahren haben, Böses zu thun, sobald sie allein gewesen wären.

Nun aber lernten sie aus ihrer eigenen Erfahrung, daß das Böse, was die Menschen nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft wird.

Daher besserten sich Beide, wurden fromm und gut, und scheuten das Böse, auch wenn sie in der größten Einsamkeit waren.

Und das war es eben, was Gott wollte, da er sie bestrafte; denn dieser gute himmlische Vater züchtiget uns aus keiner andern Ursache, als damit wir uns bessern mögen.

Hänschen.

Nun will ich auch niemahls wieder Unrecht thun, und wenns auch schon kein Mensch sieht!

Ehrenreich.

Gott erhalte dich bei diesem Vorsatze, mein Lieber! Jetzt waren sie wieder zu Hause angekommen.

Fritzchen,
als der Mai da war.

Endlich, endlich hab' ich ihn,
Meinen Sommermann!
Nun ist Alles schön und grün,
Alles lacht mich an.
Unsre Kirschenbäume blühn,
Und der Tulipan,
Und die langen Störche ziehn:
Alles lacht mich an.

Und die liebe Nachtigall
Singt den ganzen Tag,
Und der klare Wasserfall
Läuft dem Geißblatt nach;
Und die Felder leben all',
Und der Taubenschlag
Wimmelt, und im Wiesenthal
Blinkt der helle Bach.

O du lieber, guter Mai,
Sei gesegnet mir!
Wenn du kommst, ist Alles neu;
Bliebest du doch hier!
Ich bin selber ganz wie neu;
Wie gefall' ich mir!
O du lieber, guter Mai,
Bliebest du doch hier!

Nun hinaus, hinaus ins Feld!
Ofen, gute Nacht!
Gott hat seine liebe Welt
Selber warm gemacht.

Seht die Sonn' am Himmelszelt,
Welche Strahlenpracht!
Gott hat seine liebe Welt
Warm durch sie gemacht!

Brauch' ich Fenster noch und Dach?
O wozu, wozu?
All' der Himmel ist mein Dach,
Und der Baum dazu!
Seht den Vogel, wie gemach
Wiegt er sich in Ruh!
Warum thät' ichs ihm nicht nach!
Vogel, ich und du! —

Heißa juch! wie froh, wie froh
Ist mein ganzer Sinn!
Lebt' ich doch, o lebt' ich so
All' mein Leben hin!
Mit dem Mai so flink und froh,
Mehr nicht, als ich bin;
Lebt' ich nur, o lebt' ich so
All' mein Leben hin!

Overbeck.

Gefälligkeit erwirbt Liebe.

Der kleine freundliche Kristian ging mit Nachbars Peter aus, um Maiblumen zu pflücken. Beide hatten ihr Frühstück in der Hand.

Ihnen begegnete eine arme Frau mit einem kleinen Knaben, der ganz verhungert aussah.

Ach! lieber Kleiner, sagte die Frau zu Peter, gebe er doch meinem armen hungrigen Kinde ein Bißchen

von seinem Butterbrote ab; er hat seit gestern Morgen nichts gegessen.

Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that dagegen Kristian? — Er war auch hungerig; aber da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein ganzes Butterbrot, und der Knabe freute sich sehr, und die Mutter wünschte ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viele Maiblumen standen, und half sie ihm pflücken.

Kristian brachte einen großen Strauß von Blumen, Peter hingegen nur wenige zu Haus.

Am andern Morgen gingen Beide wieder in eben der Absicht aus. Diesmahl begleitete sie noch ein drittes Kind, der kleine Valentin.

Da sie schon etwas gegangen waren, sagte Valentin zu ihnen: ich habe meine Schuhschnalle verloren; kommt, und helft sie mir suchen!

Aber Peter antwortete, er habe keine Zeit dazu, und ging fort. Kristian hingegen kehrte mit ihm um.

Sie fanden die Schnalle bald, und darauf fingen sie gleichfalls an, Blumen zu pflücken.

Alle, welche Valentin fand, schenkte er Dem, der ihm geholfen hatte, das Verlorne wiederzufinden; dem Andern hingegen brachte er keine.

Also kriegte auch heute Kristian viel mehr Blumen, als Peter. Darüber ging Jener froh, Dieser mißvergnügt nach Hause.

Am dritten Tage wollten sie wieder hingehen, Blumen zu pflücken; aber siehe! da kam der kleine Knabe, dem Kristian das Butterbrot gegeben hatte, ihnen entgegen, und brachte diesem eine gute Menge der schönsten Maiblumen, die er für ihn gesucht hatte.

Peter wollte sich selbst auch welche pflücken; aber da waren keine mehr zu finden; der kleine Knabe hatte sie schon alle abgelesen.

Peter kriegte also diesmahl gar keine Blumen.

Da sie nun wieder nach Hause gingen, begegnete ihnen der kleine Valentin.

Lieber, sagte dieser zu Kristian, weil du mir gestern den Gefallen thatest, mir meine Schnalle suchen zu helfen, so habe ich dich so lieb, daß ich gern immer bei dir sein möchte.

Komm mit mir in unsern Garten, da sind noch mehr Kinder, da wollen wir einmahl recht mit einander spielen.

Vater hat dich auch recht lieb! Der sagte, ich solle dich nur holen; dann wolle er uns recht schöne Spiele lehren, und wolle selbst auch mitspielen.

Freudig lief Kristian an seiner Hand nach dem Garten; und Peter? ja der mußte traurig zurückbleiben, weil ihn Keiner eingeladen hatte.

Da lernte er endlich, wie gut es ist, liebreich und gefällig zu sein gegen Jedermann. Er ward es; und von der Zeit an, sah er sich von allen Leuten eben so geliebt, als der freundliche Kristian.

Sophie und ihre Mutter.

Mutter.

Warum geht Scharlotte weinend von dir? und du sitzest da allein so traurig. — Wie? du antwortest nicht?

Sophie.

Ach, liebe Mutter —

Mutter.

Du stotterst? Macht dich die Antwort verlegen? Das ist kein gutes Zeichen.

Sophie.

Ach, liebe Mutter — sie wollte meine Puppe haben, und —

Mutter.

Nun?

Sophie.

Ich wollte sie ihr nicht geben!

Mutter.

Nicht? und warum nicht, mein Kind? War sie etwa nicht hier?

Sophie.

Ach ja!

Mutter.

Oder wolltest du selbst damit spielen?

Sophie.

Ach nein!

Mutter.

Sie hat dir etwa neulich was daran zerrissen?

Sophie.

Ach nein! das that ich an ihrer.

Mutter.

Nun, was für Ursache konntest du denn haben?

Sophie.

Ja — ich hatte keine Lust.

Mutter.

Wie? keine Lust, deiner Schwester ein Vergnügen zu machen? — Was höre ich?

Sophie (weint).

Mutter.

Weine nicht, Sophie; das macht nichts gut; aber laß dir sagen, wie dir's gegangen ist, und was du hättest thun müssen. Erst hattest du vielleicht in Ernst keine Lust, ihr gleich die Puppe zu geben; es war dir unbequem, du wolltest so bei deinen Sachen bleiben, nicht wahr?

Sophie.

Ja, so war's.

Mutter.

Nun, und da achtetest du nicht weiter darauf, obs deine Schwester betrübt machte, oder nicht? Nicht so?

Sophie (weinend).

Nein!

Mutter.

Ja, da siehst du aber, wie es geht, wenn man nicht darauf achtet, ob Andere vergnügt sind, oder nicht. Da geht sie von dir und weint — und du bleibst allein und bist — was? vergnügt?

Sophie (weinend).

Ach nein!

Mutter.

Und warum nicht? Weil du dich erinnerst — Recht gethan zu haben? oder Unrecht?

Sophie (weinend).

Unrecht.

Mutter.

Ja, denn wenn man Jemand ein Vergnügen machen kann, und thut es nicht, so thut man Unrecht. Und glaubst du denn wol, daß sie vergnügt geblieben wäre, wenn du ihr die Puppe gegeben hättest?

Sophie.

Ja, das glaube ich.

Mutter.

Ich auch; denn als du ihr gestern deine Karten überließest, wie freute sie sich nicht?

Sophie.

Ja!

Mutter.

Und du, warst du da nicht auch mit vergnügt?

Sophie.

O ja!

Mutter.

Und du bliebst nicht so traurig allein, wie jetzt?

Sophie.

Nein!

Mutter.

Da siehst du also, daß man vergnügt ist, wenn man Recht thut, und Andere so vergnügt macht, als man kann. Denke nun ein andermahl ja daran, wenn dich Jemand um Etwas bittet, und du es thun kannst; so darfst du nachher nicht so im Winkel sitzen und unzufrieden sein. Denn wer für Anderer Vergnügen sorgt, der sorgt für sein eignes mit.

Franz und Fritz.

Eine Romanze.

Zwei Brüder wohnten — wo doch schon?
Mir däucht in Ammelharen,
Die hatten Jeder einen Sohn,
Fast Beid' in gleichen Jahren.

Die muntern Knaben liebten sich,
Als sie noch ihren Ammen
Im Arme tanzten, inniglich,
Und spielten schon zusammen.

Fritz glühte froh wie Morgenroth,
Hielt Fränzchen ihn umschlungen;
Und Franz vergaß sein Zuckerbrot,
Kam Fritzchen hergesprungen.

Die Väter sahn es oft mit an,
Wenn sie sich so umschlaugen,
Und Freudenthränen flossen dann
Herab auf ihre Wangen.

Man sah sie alle Morgen früh
Vergnügt zur Schule wandern;
Kein Schüler lernte mehr als sie,
Denn Einer half dem Andern.

Einst wollte Fritzchens Vater weit,
Wer weiß wohin? verreisen.
Fritz, sprach der Vater, willst du heut
Mit deinem Fränzchen speisen?

Ach ja, Papa! sprach unser Fritz;
Und kaum war der im Wagen,
So lief der Kleine, wie der Blitz,
Es seinem Franz zu sagen.

Franz, wie man denken kann, sprach ja!
Ging mit nach Fritzchens Hause.
Sie saßen, wie die Prinzen, da
Bei ihrem kleinen Schmause.

Da sah nun Fritz die Kammerthür
(Sonst zu) jetzt offen stehen.
Ach, Fränzchen, sprach er, willst du hier
Papa's Gewehre sehen?

Sie schlichen alsobald hinein.
Sieh, sagte Fritz, die vielen!
Das sollten rechte Flinten sein,
Wenn wir Soldaten spielen!

Frisch, Fränzchen! nimm die braune da!
Ich halt' es mit der rothen.
Ach, Fritzchen! sagte Franz, Papa
Hat's aber doch verboten.

Ei was! Nimm nur die Flinte dort;
Wer wird uns denn verrathen?
Franz nahm sie hin, sie gingen fort,
Und spielten stracks Soldaten.

Franz stand voll Trotz, wie ein Sergeant,
Denn Fritz war sein Rekrute;
Legt an! gebt Feu'r! rief er entbrannt;
Paff! — da lag Franz im Blute.

Fritz warf sich über Franzen hin,
Den Strom des Bluts zu stillen;
Ach, Fränzchen! rief er, ach, ich bin —
Sag doch um Gottes Willen!

Franz sieht ihn an, mit Todesqual,
Als woll' er ihm vergeben,
Drückt ihm die Hand, schnappt noch einmahl,
Zum letzten Mahl nach Leben!

essen; denn wir haben ja
h Brot und Butter g'nug.

Mutter.

Das war's, warum du lachtest? — Komm meine Arme, guter Junge! — lauf, und sag' ihm, daß er komme. arme Knabe mag wol denken, wollen ihm nichts geben.

Fritz.

Nichts geben? Hm! —

Und Fritz lief an den Zaun.

Enthaltsamkeit.

heißt Enthaltsamkeit? fragte der kleine erige Hans seinen Vater, da er ihn dies Wort er gewissen Gelegenheit aussprechen hörte.

n Vater war diese Frage sehr willkommen; denn sein lieber Hans auch war, so hatte er doch den an sich, daß er immer sehr unzufrieden war und , so oft er irgend Etwas entbehren mußte, das b war.

doch ist es nun einmahl so in der Welt, daß t Etwas wünschen, und es doch nicht kriegen; was Angenehmes besitzen, was uns bald darauf genommen wird.

ist daher sehr nöthig, daß wir von Jugend an arauf gefaßt machen.

er Vater antwortete also:

nthaltsamkeit, mein Sohn, ist, wenn du in der gen Freistunde dein liebes Schaukelpferd mit kei- Fuße besteigst.

Fritz schrie, als würd' ein Messer ihm
Tief in die Brust gestochen.
Drauf stürzt' er todt bei Franzen hin;
Das Herz war ihm gebrochen.

Sein Vater kam drei Tag' hernach
Ins Thor, und hört' die Sage;
Er hört' es, seufzt' ein kurzes Ach!
Und starb, gerührt vom Schlage.

Fritz und seine Mutter.

Gelaufen kommt Fritz, und erzählt
Mit Lächeln seiner Mutter:
Ich geh' da draußen an den Gartenzaun;
Da sitzt am Pfahl, im Kraute,
Der Witwe kleiner Hans,
Die an der Kirchhofsmauer dort
In einem schwarzen Kasten schläft.
Er saß und weinte sehr.

Mutter.

Ihn wird gehungert haben?

Fritz.

Ach ja! er klagte laut:
Mich hungert, hungert gar zu sehr!
Ich hab' ihn tüchtig ausgelacht.

Mutter.

O Gott! Mein Kind, darüber kannst du lachen?

Fritz.

Ja, warum sitzt er da und weint?
Läßt das nicht gar zu kindisch?
Er konnte ja zu uns nur kommen

Und essen; denn wir haben ja
Noch Brot und Butter g'nug.

Mutter.

Das war's, warum du lachtest? — Komm
In meine Arme, guter Junge! —
Nun lauf, und sag' ihm, daß er komme.
Der arme Knabe mag wol denken,
Wir wollen ihm nichts geben.

Fritz.

Nichts geben? Hm! —
Und Fritz lief an den Zaun.

Enthaltsamkeit.

Was heißt Enthaltsamkeit? fragte der kleine wißbegierige Hans seinen Vater, da er ihn dies Wort bei einer gewissen Gelegenheit aussprechen hörte.

Dem Vater war diese Frage sehr willkommen; denn so gut sein lieber Hans auch war, so hatte er doch den Fehler an sich, daß er immer sehr unzufrieden war und weinte, so oft er irgend Etwas entbehren mußte, das ihm lieb war.

Und doch ist es nun einmahl so in der Welt, daß wir oft Etwas wünschen, und es doch nicht kriegen; oft etwas Angenehmes besitzen, was uns bald darauf wieder genommen wird.

Es ist daher sehr nöthig, daß wir von Jugend an uns darauf gefaßt machen.

Der Vater antwortete also:

Enthaltsamkeit, mein Sohn, ist, wenn du in der heutigen Freistunde dein liebes Schaukelpferd mit keinem Fuße besteigst.

O, warum denn? fragte traurig der Kleine, du hast es mir doch selbst gegeben, Vater!

Das hab' ich, antwortete der Vater; auch verbiete ich dir nicht, es zu gebrauchen; es soll vielmehr dir selbst überlassen sein, ob du es thun willst oder nicht.

Hans hatte nämlich das Pferd erst gestern gekriegt, und es war ihm so lieb, daß er jeden müßigen Augenblick, sogar beim Essen, abbrach, um sich darauf zu setzen.

Hans.

Aber wozu soll mir das nützen?

Vater.

Dazu, daß du dich übest, so viel Gewalt über dich selbst zu gewinnen, eine Sache, die du lieb hast, fahren zu lassen, so bald es sein muß.

Hans.

Aber dies muß ja nicht sein!

Vater.

Freilich nicht; aber wenn Etwas erst sein muß, so ist es nicht mehr Zeit, sich darauf vorzubereiten.

(Hans schwieg und blieb nachdenkend stehen. Er fühlte Etwas von Dem, was der Vater sagte, aber nicht Alles.)

Vater.

Willst du eine Geschichte hören, woraus du lernen kannst, wie gut es ist, wenn man sich gewöhnt hat, seinem Vergnügen nicht zu sehr nachzuhängen?

Hans.

O ja, Vater!

Vater.

Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tage mit Naschwerk gefüttert.

Es wurde dadurch so sehr an die Leckereien gewöhnt, daß es auch nachher, als Knabe, sich immer danach sehnte, und gleich zugriff, wo es nur dergleichen stehen sah.

Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm rieth, sich bei Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könne. Er meinte, das habe noch lange Zeit, bis er's nicht mehr haben könne, und versuchte nie, sich zu zwingen.

Endlich kam er wirklich weg aus seinem väterlichen Hause zu einem Herrn, bei dem er strenge gehalten wurde, und wo von Naschwerke gar nichts vorfiel.

Was that er da? — Er kaufte täglich sich von seinem Taschengelde Rosinen, Mandeln und Zuckerwerk, bis das Taschengeld verzehrt war.

Seine Begierde war unterdeß immer stärker geworden, und es war ihm jetzt fast ganz unmöglich, sich zu zwingen.

Da er nun kein Taschengeld mehr hatte, so verkaufte er anfangs einige seiner Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war: — mich schaudert, indem ichs erzähle! bestahl er seinen Herrn.

Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lang nicht bekannt würde? Auch dieses wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Mensch auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr.

Der menschlichen Strafe war er nun zwar für's erste entflohn, aber nicht der göttlichen, nicht den Qualen eines bösen Gewissens, nicht der Schande, womit sein Name für immer befleckt war, und nicht dem Bewußtsein, daß er die Achtung und Liebe aller guten Menschen für immer verwirkt habe.

O, das ist schrecklich! sagte seufzend Hans.

Ja wohl schrecklich, antwortete der Vater, und es kam doch von nichts Anderm her, als daß der Knabe nicht bei Zeiten gelernt hatte, sich ein Vergnügen zu versagen, ehe es ihm zur Gewohnheit geworden war, es zu genie-

ßen. — Merkst du nun, mein Lieber, warum ich dir den Versuch rieth, heute nicht auf dein Pferd zu steigen?

Hans.

O ja, Vater; ich will auch heute nicht darauf steigen, und das will ich alle Tage so machen in der einen Freistunde, bis ich es thun und lassen kann, so oft ich will.

Der Vater umarmte ihn, und freute sich sehr über diesen ernsthaften Entschluß. Noch mehr aber freute er sich, da er sah, daß der Knabe Wort hielt.

Diesem wurde es nachher bei allen andern Sachen eben so leicht, sich ein Vergnügen zu versagen, und das bewahrte ihn vor manchem Kummer.

Wohl dem Kinde, das dies Beispiel frühzeitig nachahmt!

Der Hengst und die Wespe.

Eine kleine Wespe stach
Einen Hengst. Er schlug danach;
Doch die kleine Wespe sprach:
Liebes Hengstchen, nur gemach!
Sieh! ich sitz' am sichern Orte;
Glaube mir, du triffst mich nicht!

Endlich giebt er gute Worte,
Und die kleine Wespe spricht:

Sanftmuth findet stets Gehör:
Sieh! nun stech' ich dich nicht mehr.

Wiegenlied.

Schlumm're, Liebchen! bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts,
Und von Wald und Bäumen nichts.
Liebchen, schlumm're! werde groß;
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst die Sonn' am Himmel sehn,
Sollst mit mir ins Freie gehn,
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Und ans Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, Liebchen schön,
Sollst du morgen Alles sehn!
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Bäum' und Fluß,
Und du fühlst den Mutterkuß.

Liebchen, schlumm're, wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Glut,
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Beim Gesang der Nachtigall.

Unterm Nachtigallenlied
Kommt der helle Mond, und sieht
Mild herab auf dich und mich,
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz,
Ist, wo jeder Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt;
Sag' in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: Gott ist hier!

Das schlaflose Kind.

Mutter.

Was wälzest du dich denn im Bette?
Kannst du nicht schlafen, Kind?

Kind.

Ach nein!

Mutter.

Was fehlt dir denn?

Kind.

Mich hungert so!

Mutter.

Wie kann dich hungern, Kind? ich gab dir ja
Kurz vor dem Schlafengehn zu essen.

Kind.

Ach, liebste Mutter, sei nicht böse!
Da kam ein armes Kind vor's Haus
Und betete; das hörte Keiner.

Da gab ich ihm mein Butterbrot,
Und sagt', es solle fleißig beten,
So geb' ihm unser Herr Gott mehr.
Da freute sich das arme Mädchen,
Und sagte dreimahl: Gottes Lohn!

Mutter.

Mein Herzenskind, das Allerbeste,
Was ich nur habe, geb' ich dir;
Und wolltest du mir das nicht sagen?

Kind.

Vor Freuden dacht' ich nicht daran,
Daß selbst ich nichts gegessen hatte.

Mutter.

Nun weißt du denn doch, wie das thut,
Wenn arme Kinder ungegessen
Zu Bette gehn.

Kind.

Ach, liebe Mutter,
Heb' alle Tage ja was auf
Für arme Kinder, wenn sie kommen!
Das Hungern, ach! thut gar zu weh.

Luischen.

Luischen war ein wildes Kind,
Noch wilder fast wie Knaben,
Und alle Lehren schlug's in Wind,
Die ihm die Aeltern gaben.

Einst lärmte sie im Blindekuh,
Wie Bauern in der Schenke,
Schrie, wie ein Fuhrmann, he! und hu!
Und sprang auf Tisch' und Bänke.

Der Schweiß floß von der Stirn aufs Kleid
Wie große Regentropfen;
Man hörte schon zehn Schritte weit
Ihr Herz im Busen klopfen.

So schlich sie heimlich fort, und lief,
Frisch einen Trunk zu wagen,
Ihr Bruder Karl ihr nach, und rief:
Halt ein! sonst muß ichs sagen.

Luischen droht' ihm, nahm das Glas,
Und tranks mit vollen Zügen.
Karl, sprach sie drauf, Karl, sagst du was,
Gewiß, so sollst du's kriegen!

Karl schwieg, und dacht': ein wenig Bier
Wird keinen Schaden bringen!
Und damit lief er weg von ihr,
Noch brav herumzuspringen.

Er platzt' am andern Morgen früh
In seiner Schwester Kammer;
Ach, wie erschrak er über sie!
Was sah er da für Jammer!

Die arme Kleine konnte schier
Nicht stehen, liegen, sitzen;
Bald stach sie's dort, bald wieder hier,
Wie lauter Nadelspitzen.

Karl lief in Garten, schrie und rang
Die Haut sich von den Händen;
Sah himmelwärts, und schluchzte bang,
Den Tod noch abzuwenden.

Indeß rührt man ihr Tropfen ein,
Die gut, nur bitter waren.
Da half kein Bitten und kein Dräun,
Sie ließ den Löffel fahren,

Und schrie: Ich kann unmöglich ja
Die Gall' hinunterbringen!
Doch! sagte freundlich die Mama,
Versuchs; mußt dich nur zwingen.

Ja! sprach der Doktor, liebes Kind,
Sonst dringt der Tod zum Herzen!
Was halfs? Luischen schlugs in Wind,
Und litt viel lieber Schmerzen.

Erfüllt ward, leider! nur zu bald,
Was hier der Doktor sagte:
Luischen lag schon starr und kalt,
Noch eh' es wieder tagte.

Karl sah sie, schrie erschrecklich: Ha!
Und fiel in Ohnmacht nieder;
Er fiel, weg war sein Athem da,
Und kam auch niemahls wieder.

Man legte Beid' in einen Sarg,
Den, wenn ihr einstens reiset,
Man heut zu Tag' euch noch in Warg,
Nicht weit von Leipzig, weiset.

Göckingk.

Zwei Knaben.

Zwei Knaben lustwandelten einstmahls in einem Garten. Der Gärtner gab ihnen die Warnung, sie möchten ja den Bienenstöcken nicht zu nahe kommen, sonst würden sie gestochen werden.

Mich hat noch niemahls eine Biene gestochen, sagte der eine Knabe, und ging dreist hinzu. Aber ehe er sichs versah, bekam er einen Stich, der ihn nicht wenig schmerzte.

So wurde er durch Schaden klug; der Andre hingegen war es durch Belehrung geworden. Welcher von Beiden mag wol der Verständigste gewesen sein?

E.

Der Geburtstag.

Uebermorgen schon ist Bruder Heinrichs Geburtstag, sagte die kleine Friederike, und ich weiß noch nicht, liebe Mutter, womit ich ihm wol eine Freude machen kann.

Könntest du mir nicht Etwas geben, was ich ihm schenkte?

Das könnte ich wol; aber ich kanns ihm ja auch eben so gut selbst geben. Meinst du nicht, daß mir das Schenken auch Freude macht?

Und sieh nur, wenn ich dir erst gebe, was du ihm schenken willst, so habe ichs ja doch geschenkt, und nicht du, mein Kind.

Ja, das ist wol wahr, liebste Mutter; aber ich möchte ihm doch gar zu gern Etwas schenken.

Nun gut, Friederikchen; laß sehn, was hast du denn wol? — Dein Mirtenbäumchen? —

Ach, das habe ich gar zu lieb! sagte Friederike mit einem Seufzer.

Dein Lämmchen?

O Mutter, das möchte ich gar zu gern behalten!

Dein Paar Lachtäubchen?

Von Allem, liebe Mutter, sind mir die das Liebste.

Und darum wolltest du sie deinem Bruder nicht schenken? Eben das, was man werth hält, schenkt man Denen, die man lieb hat.

Deine Börse mit den silbernen Geldstücken, die du von der Tante neulich bekamst, wäre für ihn eben kein sonderliches Geschenk, weil du sie nicht gebrauchen kannst, und also auch nicht liebst, und weil auch er sie nicht gebrauchen kann.

Aber das heißt wirklich schenken, wenn man gern und freudig giebt, was uns selbst und Dem, der's bekommt, in der That angenehm und werth ist.

Aber, liebe Mutter, muß ich denn dem Bruder Heinrich Alles geben, was ich lieb habe?

Nein, mein Kind, du kannst geben, was und so viel du willst.

Friederike besann sich einige Minuten, und dann — Ja, meine Täubchen, meine lieben freundlichen Täubchen soll er haben, und die schönsten Blumen aus meinem Garten pflücke ich ihm zum Strauße. —

Die Mutter umarmte sie, und sagte: Da wirst du ihm und mir viele Freude machen.

Auch mir selbst, rief Friederike mit Lebhaftigkeit; schon jetzt freue ich mich herzlich.

Und übermorgen sollst du dich noch mehr freuen; denn du sollst ihn und seine liebsten Gespielen in deinen

Garten bitten, und sie da mit frischer Milch und mit schönen Früchten bewirthen.

Friederike küßte der Mutter dankbar die Hand, tanzte vor Freuden rund um sie herum, und rief zu wiederholten Mahlen: O wenns doch erst übermorgen wäre!

Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brot,
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm stand, und: Gott! ach, Gott!
Seufzt' er dabei.
Beweglich bot
Das kleine Kind das Stückchen Brot
Dem Vater wieder:
Nehmt es doch,
Sprach es; ich bitt' euch; ich will noch
Wol warten, Vater; weint nur nicht!

Der Vater wendet sein Gesicht,
Und sagt: Ich schneide noch ein Stück;
Behalt' es, Kind.
Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab.

Doch, wie erschrickt er! — Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brot.

Ach, was ist das?
Sagt er erschrocken; Söhnchen, laß
Die Thaler liegen; ich will gehn;
Der Bäcker soll sie liegen sehn.
Vermuthlich hat der Mann das Geld,
Das aus dem lieben Brote fällt,
Hineingebacken; der muß es
Auch wieder haben. Bleib indeß
Dabei; ich will geschwinde gehn.

Er geht. Des Knaben Augen sehn
Ganz starr die blanken Thaler an;
Allein er rühret sie nicht an.

Der Bäcker kommt, sieht sie, und spricht:
Freund, das sind meine Thaler nicht;
Nein, glaubt es mir.
Doch, wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß.
Denn hört, das Brot, das ihr geholt,
War nicht von mir; ihr aber sollt
Nicht fragen, und, von wem es ist,
Auch nicht erfahren.
Dieses wißt,
Daß gestern Abend Einer kam,
Der mir das Brot gab, das ich nahm,
Und sagte: wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brot holt, Freund, so gebt ihm dies!
So sagt' er; ja, das ist gewiß!

Drauf kamt ihr, und ich gab es euch.
Seht, wie Gott sorgt; nun seid ihr reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz.

Der arme Mann erstaunte ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brot,
Sah himmelwärts, und sprach: Ach Gott!
Und schnitt sich noch ein Stückchen ab,
Und sagte:
Den, der mir es gab,
Den segne Gott! Ach, lebte doch,
(Er weint) Nun deine gute Mutter noch,
Du liebes Kind!
Das Söhnchen spricht:
Weint, Herzensvater, weint doch nicht!

Die aufrichtigen Kinder.

Wilhelm und Hannchen bekamen an einem schönen Nachmittage von ihrer Mutter die Freiheit, ganz allein im Garten zu spielen.

(Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr sehr gutes Betragen diese Erlaubniß erworben.)

Eine ganze Zeit spielten sie so schön und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen.

Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume, unter welchen ein junger Pfirsichbaum war, der zum ersten Mahle trug. Er hatte wenig, aber desto schönere Früchte.

Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob sie gleich schon reif waren; sie wollte sie dem Vater, der verreiset war, aufheben, bis er wiederkäme.

Weil sie den Kindern einmahl verboten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzulesen, und ohne Erlaubniß zu essen, und des Gehorsams von ihnen schon gewohnt war, so sagte sie diesmahl der Pfirsichen wegen nichts.

Als nun die Kleinen genug gespielt hatten, liefen sie mit einander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen, und freuten sich darüber.

Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zwei schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben heruntergefallen waren. Wilhelm sah sie zuerst, vergaß das Verbot der Mutter, langte danach, aß eine, und gab Hannchen die andre, die sie auch verzehrte.

Als sie damit fertig waren, fiel's Hannchen ein, daß die Mutter ihnen oft verboten habe, Früchte zu essen, die sie ihr nicht vorher gezeigt hätten.

Ach, lieber Wilhelm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen; nun wird unsre gute Mutter unwillig auf uns werden; was wollen wir machen?

Wilhelm.

I, sie weiß es ja nicht!

Hannchen.

Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig sind und sie gestehen.

Wilhelm.

Ja, aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemahl bestraft.

Hannchen.

Und wenn sie uns nun auch straft, so thut sies ja aus Liebe, und wir werden dann künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen hat.

Wilhelm.

Du hast Recht, liebes Hannchen. Aber sie wird auch wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hannchen.

Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird sie nicht

noch betrübter werden, wenn sie erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschweigen? Und würden wir sie, mit einem heimlichen Vergehen im Herzen, dreist ansehen können? Und müßten wir nicht roth werden, wenn sie uns liebkoset, uns ihre lieben Kinder nennt, und wir's nicht mehr verdienen?

Wilhelm.

Ach, Hannchen, ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie umfaßten sich Beide, und gingen Hand in Hand hin.

Liebste Mutter, sagte Hannchen, wir sind ungehorsam gewesen: strafe uns nur, wie wir's verdienen. Aber sei uns nicht böse, und kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot bloß vergessen.

Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen diesmahl gern, weil, wie sie mit Recht glaubte, die aufrichtige Reue, die sie darüber empfanden, schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie wieder in Gefahr kämen, ungehorsam zu sein. J.

Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze zu der jungen Maus.

Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir,
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse!

Die alte Maus.

Ich rathe dir, Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm doch! Sieh nur, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmahl küsse.

Die junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh —

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieses Zuckerbrot, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Die junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Die Katze.

Komm, Närrchen, komm!

Die junge Maus.

Nun ja! — — Ach Mutter! hilf! — O weh!
Sie würgt mich! — Ach, die Unbarmherzige!

Die alte Maus.

Zu spät! Es ist verdient, was dich betroffen;
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

E.

Das heldenmüthige Kind.

Ein Knabe war noch nicht acht Jahr,
Als ihn aufs nächste Dorf, wo etwa Kirchmeß war,
Um auch einmahl ihm eine Lust zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.
Der Knabe, der vorher nicht aus der Stube kam,
Sah lauter wunderbare Sachen.
Neugierig war er von Natur,
Denn das ist überhaupt den kleinen Leuten eigen.
Wie vielmahl bat er nicht den Vater, abzusteigen,
Und ihm bald Das, bald Jenes recht zu zeigen.
Bald sah er eine große Flur,
Die war ihm schon ein Reich; ein Hügel — Pirenäen *);
Ihm waren Teiche große Seen,
Ein Birkenbusch ein ungeheurer Wald.
Zum Unglück kam aus einem Bauergute
Ein großer Pudelhund daher.
Was ist das? sprach das Kind, das nie mit Fragen ruhte.

Ach! — rief im Scherz der Vater — Sohn! ein Bär! ein Bär!
Umarme mich! Er lechzt nach unserm Blute!
Hier müssen wir des Todes sein.

Gut, sprach das Kind, mir fällt ein Mittel ein:
Gleich, Vater, wirf mich von dem Pferde!
Indem ich mich nun fressen lassen werde,
So jage du davon. Das wird doch dich befrein.

---

*) Große Gebirge, die zwischen Spanien und Frankreich liegen.

O, welch ein Muth in scheinbaren Gefahren
Für einen Knaben von acht Jahren!

Gellert.

Es ist nicht gut, ungehorsam zu sein.

Vier kleine Mädchen spielten, nachdem ihre Lehrstunden geendigt waren, mit einander im Garten.

Ihre Lehrerinn, die ihre Freundinn war, und sie immer begleitete, war auch diesmahl bei ihnen.

Es war eben um die Zeit, da das Obst anfing zu reifen, und wenn dann und wann etwas herunterfiel, so kamen die Kleinen, fragten, ob es reif sei, und baten um Erlaubniß, es zu essen.

Ein Geschäft nöthigte die Lehrerinn, den Garten und ihre Kleinen auf eine Viertelstunde zu verlassen.

Esset ja, so lange ich weg bin, kein Obst, liebe Kinder, und leset auch keins auf! Mit diesen Worten verließ sie die Kinder, und diese versprachen, gehorsam zu sein.

Indem die Kinder unter einem Baume dasaßen und spielten, fiel eine schöne Birne vor ihnen zur Erde.

Ihrer Gewohnheit nach wollten Alle danach greifen; aber geschwind besannen sie sich, daß es ihre Lehrerinn verboten habe, und daß es Unrecht wäre, wenn sie es thäten.

Nur die kleine Rosette (die Jüngste von ihnen) wollte ihrer Begierde nicht widerstehen; sie lief hin, langte nach der Birne, und sagte zu ihren Schwestern: Ich werde sie mir gut schmecken lassen; siehts doch Mamsell nicht.

Indem sie das sagte, kam die Lehrerinn den Gang herunter. Die Kleinen liefen ihr entgegen, und sie erkundigte sich nach ihrem Gehorsam.

Die drei ältern versicherten sie davon mit dem heiteren Gesichte, welches das Bewußtsein der Unschuld allemahl giebt; Rosette aber verstummte.

Gut, sagte die Lehrerinn, euch Dreien gebe ich die Erlaubniß, euch von der Hecke dort Himbeeren, Kirschen und Stachelbeeren zu pflücken; denn auf euch darf ich mich verlassen, daß ihr nichts Unreifes oder Verbotenes esset. Ich werde nach der Lindenlaube dort gehen.

Du, Rosette, kannst nicht Theil an dem Vergnügen der Andern nehmen; denn du möchtest, weil ichs nicht sehe, an verbotenen Früchten oder an zu großer Menge der erlaubten dich ungesund essen, und ich liebe dich noch immer zu sehr, als daß ich das zugeben könnte.

Rosetten schmerzte die Folge ihres Ungehorsams; allein dieser Schmerz hatte für sie eine sehr glückliche Wirkung. Sie wurde nämlich dadurch zum Nachdenken geleitet; sie erkannte, wie vielen Gefahren ein Kind sich jeden Augenblick durch diesen Fehler aussetzt, und nahm sich fest vor, ihn von Stunde an abzulegen.

Sie that's, und genoß nun, wie die übrigen Geschwister, der ganzen Liebe aller Derer, die sie kannten, und konnte an allen kleinen Freiheiten, die man jenen verstattete, ohne weitere Gefahr, Theil nehmen.

Karoline Rudolphi.

Der Bauerknabe,

als er den kranken Karl erblickte.

Wie? Karlchen krank? Das süße Kind,
Das gestern noch gelacht? —
Daß krank auch reiche Kinder sind,
Das hab' ich nie gedacht.

Ein solches Kind hat nimmer Noth,
Darf nicht aus Hunger schrein;
Konfekt ißt es und Zuckerbrot,
Trinkt Kaffee und trinkt Wein.

Und ich und Hannchen sind gesund,
Wie eine Rose roth;
Wir nehmen fast nichts in den Mund,
Als Käs' und Butterbrot.

Und Milch und Wasser trinken wir
Bei immer frohem Sinn.
Du lieber Gott, wie dank' ich dir,
Daß ich nicht Karlchen bin!

Gleim.

Willst du froh beim Spiele sein, so spiele mäßig, und gewöhne dich zum Fleiße.

Ich möchte heute wol spielen, liebe Mutter, sagte die kleine Laurette.

Den ganzen Tag?

Ja, Mütterchen!

Deine Bitte sei dir gewährt, sagte die liebreiche Mutter, die ihren Kindern ungern Etwas abschlug; ich fürchte nur, es wird dir leid werden.

Nein, nein, liebe Mutter! — und damit hüpfte Laurette fort, all' ihr Spielzeug zu holen.

Sie brachte es; aber nun war sie allein, denn ihre Geschwister waren bis zu ihren Spielstunden beschäftiget.

Sie bediente sich anfangs ihrer Freiheit, so gut sie konnte, und spielte eine lange Zeit; aber ihr Vergnügen am Spiel nahm nach und nach ab.

Jetzt hatte sie alle ihre Spiele für sich wiederholt,

und wußte keins mehr. Das Spiel fing an, ihr ekelhaft zu werden.

Sie kam zur Mutter, und bat sie, ihr doch neue Spiele zu sagen, und mit ihr zu spielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geschäfte außer dem Zimmer, und mußte ihre Bitte diesmahl abschlagen.

Mißvergnügt saß nun die Kleine da, und erwartete mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrstunden und ihre Schwestern von ihrer Arbeit zum Spielen zusammenkommen würden.

Sie lief ihnen, als sie endlich kamen, entgegen, klagte ihnen, wie lang die Zeit ihr gewährt, und wie sehnlich sie sie erwartet habe.

Diese empfingen sie freundlich, und fingen ihre besten Spiele mit ihr an, die sie sonst nur an Festtagen spielten, um ihre Laurette wieder froh zu machen.

Doch ihre gefälligen Bemühungen waren umsonst; sie klagte von neuen, dies sei ihr Alles so alt, und sie wisse vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man sich unter einander beredet, heute nichts zu spielen, was ihr Freude machen könne.

Darauf nahm Ida, die älteste Schwester, ein verständiges Mädchen von elf Jahren, sie bei der Hand, und sagte freundlich zu ihr:

Höre, Laurettchen, wenn du nicht böse werden willst, so will ich dir sagen, wer Schuld an deinem Mißvergnügen ist. Du selber bist es; denn wir Alle sind ja, wie du siehst, froh genug, ob wir gleich diese Spiele alle so oft und öfter gespielt haben, als du.

Aber wir haben gearbeitet und etwas Nützliches gethan, darum schmeckt uns das Spiel. Hättest du erst durch Fleiß das Vergnügen des Spiels verdient, gewiß würde es dir dann auch so süß sein, als uns.

Die Mutter, die dazu kam, und Ida sprechen gehört hatte, versicherte Lauretten, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Elise Reimarus.

Fritzchen,

am Weihnachtsabend.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab' es an,
Daß meinen guten Aeltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann?

Da seht nur, was für schöne Gaben
Sie wieder mir zum heil'gen Krist
So mildiglich bescheret haben! —
O, was das Alles herrlich ist!

Dich, buntes Futteral mit Kärtchen,
Dich, liebes, goldnes Fibelbuch,
Und o, du allerliebstes Pferdchen,
Nie, niemahls seh' ich euch genug.

Wie möcht' ich doch den theuren Beiden
Gern wieder was zu Liebe thun!
Allein — ich Armer kann vor Freuden
Nur weinen, kann sonst gar nichts thun.

O sagt mir doch, ihr lieben Leute,
Wie fang' ich armer Knab' es an,
Daß meinen besten Aeltern heute
Ich dankbar mich bezeigen kann?

C.

Karl und Lieschen.

Es war ein angenehmer Frühlingstag, und Karl und Lieschen sollten mit ihrem Vater nach einem schönen Garten gehn, der vor dem Thore lag.

Indeß der Vater sich in der Nebenkammer ankleidete, blieben beide Kinder in seinem Zimmer.

Karl, der über das Ausgehen große Freude hatte, hüpfte lustig herum, und schlug unvorsichtigerweise mit seinem Stocke eine kleine niedliche Blume ab, die der Vater in einem Topfe gezogen hatte.

O Schade! sagte Lieschen, und hob das Blümchen von der Erde auf.

Sie hatte es noch in der Hand, als der Vater ins Zimmer trat.

Was hast du gemacht, Lieschen? fragte er mit etwas unwilligem Gesichte. — Mir die Blume abzureißen, von der du wußtest, daß ich sie so gern erhalten hätte, um Samen davon zu ziehen!

O, lieber Vater, stotterte Lieschen, indem sie ihn bei der Hand faßte, sei doch nur nicht böse!

Böse? antwortete der Vater; das bin ich nicht. Aber, da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch einfallen könnte, Blumen abzureißen, so darf ich dich nicht mitnehmen.

Lieschen schlug die Augen nieder, und schwieg. Da konnte Karl sich nicht länger halten; er trat vor den Vater hin, mit großen Thränen in den Augen, und sagte:

Nicht Schwester Lieschen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abschlug. Ich muß also zu Hause bleiben, und Lieschen mit dir gehn.

Der Vater, der über das gute Herz seiner Kinder

und über die Liebe, die sie zu einander hatten, ganz gerührt war, nahm sie Beide in seine Arme, küßte sie und sprach: Ihr seid Beide meine lieben Kinder, und sollt Beide mit mir gehn.

Die Blume würde mir lange nicht so viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, daß ihr euch immer lieben und Beide zu guten Menschen aufwachsen werdet.

Da hüpften sie an seiner Seite froh zum Garten.

E.

Auf ein andermahl bedächtiger!

Hänschen jagte einst im Garten
Einen bunten Schmetterling:
Willst du nicht ein wenig warten,
Sprach er, kleines schwaches Ding?

Gut! Ich will dich doch wol kriegen! —
Und verfolgt' ihn überall;
Konnte was im Wege liegen:
Hänschen denkt an keinen Fall.

Ich will dich doch endlich haben!
Schrie er, und sah in die Höh';
Doch da war ein großer Graben,
Hänschen fällt darein — o weh!

Fritzchens guter Vorsatz.

Nun will ich doch, das lob' ich an,
In meinem ganzen Leben,
Wenn Gust mir was zu Leid gethan,
Ihm brüderlich vergeben.
Jüngst schlug er mich beim Kreiselspiel;
Ich ging, ihn zu verklagen,
That sehr bedrückt, und weinte viel,
Und sah ihn wieder schlagen.

Die Rache wäre jemahls süß?
Ich hab' es nicht gefunden!
Ich sah ihn schlagen, und gewiß,
Mir brannt's wie heiße Wunden.
Ich thu's nicht wieder! Armer Gust!
Es dauert mich noch immer!
Wie weint' er! Hätt' ich das gewußt,
Verklagt hätt' ich ihn nimmer.

Und künftig, wenn er wieder schlägt
(Er hat nicht oft geschlagen),
So bitt' ich, daß er sich verträgt,
Und denk' an kein Verklagen.
So leben wir in Einigkeit,
Und sind uns gut von Herzen;
Verspielen unsre Tändelzeit,
Und sparen uns viel Schmerzen.

Overbeck.

Malchen.

Eine kleine Erzählung.

Sei stets ein frommes, gutes Kind,
Daß ich mich deiner freue,
Und rede nichts, und thue nichts,
Was, Malchen, dich gereue!

So sprach die gütige Mama
Zu Malchen, ihrem Kinde,
Und lehrte ihr zugleich dabei,
Das, was gereut, sei Sünde;

Und Das, was böse Sünde sei,
Das könne Jeder wissen;
Ein Stimmchen in uns sag' es laut:
Dies Stimmchen heiß' Gewissen.

Einst kam nun Malchen ganz allein
Des Morgens in die Laube;
Stand Kaffee, Thee und Zucker da,
Auch Kuchen, wie ich glaube.

Nun kriegte unser Malchen Lust,
Und wollte Zucker essen;
Daß Zuckeressen Kindern schad't,
Das hatte sie vergessen.

Sie nahm — gleich war das Stimmchen da —
Geschwind, will's nicht genießen;
Ich will was Böses, denn das sagt
Mir laut ja mein Gewissen.

Nun kam Mama, und gern verzieh
Sie ihrem lieben Kinde.
Merk's, dein Gewissen warnte dich,
Mein Kind, vor einer Sünde.

Dies ist das Stimmchen — weißt du noch?
Es wird dich immer lehren;
Doch mußt du, liebes Malchen, auch
Dem guten Stimmchen hören.

O, haltet's immer hoch und werth,
Ihr Alle, liebe Kleinen!
Daß nicht Papa, daß nicht Mama
Um böse Kinder weinen!

Overbeck.

Junker Hans.

Der Junker Hans war flink und rasch,
Und kühn in allen Dingen;
Mitunter auch ein wenig basch,
Und nicht recht gut zu zwingen.
Er lernte seine Lektion,
Und damit, meint' er, wär' er schon
Der weitern Zucht entflogen,
Und that sehr ungezogen.

Die guten Aeltern warnten ihn,
Und sagten wol mit Grämen:
Hans, läßt du dich nicht besser ziehn,
Wird's kein gut Ende nehmen.

Hans hörte kaum mit halbem Ohr,
Nahm seine sechs Vokabeln vor;
Drauf eine kurze Pause,
Und nun hinaus zum Hause.

Und vor dem Hause lief vorbei
Ein lediglоser Schimmel.
Das war dem Junker Hans so neu,
Ihm däucht', er käm' in Himmel:
Ein ledigloser Gaul? Was kann
Willkommener mir sein? Wohlan,
Ich will aus freien Stücken
Erproben seinen Rücken! —

Gesagt war allezeit gethan:
Er packt den Gaul beim Schopfe,
Der Schimmel stutzt ihn seitwärts an,
Und schüttelt mit dem Kopfe.
Doch, schütteln hin, und schütteln her!
Mein Hans hinauf, und fort jagt er;
Die Aeltern, ach! von weiten
Sehn ihren Junker reiten.

Um Gotteswillen! hinter ihm!
Die Mutter ruft's mit Schrecken.
Der Vater rennt mit Ungestüm,
Den Knaben zu entdecken.
Doch ringsumher kein Gaul zu sehn,
Die Aeltern wollen fast vergehn;
Sie schicken, wen sie haben,
Zu forschen nach dem Knaben.

Deß stieg dem Junker nichts zu Sinn,
Sein Herz sprang hoch vor Freuden!
Und mir nichts, dir nichts, ritt er hin,
Wol über Busch und Weiden.
Und schupp! ging's rasch an einen Stein:
Der Schimmel stürzt' und brach ein Bein;
Mein Hans, von seinem Sitze,
Versank in eine Pfütze.

Der Schimmel seufzt, der Junker schreit,
Als woll' ihn wer ermorden.
Kein menschlich Antlitz weit und breit!
Es war schon Nacht geworden.
Die Finsterniß wuchs immer mehr,
Von ferne bellten Hunde her;
Es winselte der Schimmel,
Der Junker schrie gen Himmel.

Sein Schrein drang endlich allgemach
Zu eines Weibleins Ohren
Vom nächsten Dorf, das, alt und schwach,
Vom Wege sich verloren.
Ach, lieber Gott! sprach sie bei sich,
Und wankte matt und kümmerlich
Herbei an ihrer Krücke,
Dem Junker Hans zum Glücke.

Und als sie fand das kranke Roß,
Und fand den bangen Knaben.
Da ward ihr bald das Herz so groß,
Des Wohlthuns Lust zu haben:

Komm, sprach sie, armes Kind, mit mir;
Ich will auch sorgen für dein Thier,
Und binden seine Wunden,
Wenn wir nach Haus gefunden. —

O Frau, das Thier gehört mir nicht!
Ach, hätt' ichs nie gesehen!
Errettet nur mich armen Wicht,
Und laßt den Schimmel gehen! —
Ihn gehen lassen, böses Kind?
Sprach's Weiblein zornig und geschwind,
Und siehst, daß er die Knochen
Ob deinem Stolz gebrochen?

Da kroch alsbald der kleine Tropf
Behend' aus seiner Pfütze.
Sie deckt' ihm den beklommnen Kopf
Mit ihrer warmen Mütze,
Und nahm den Knaben bei der Hand,
Ging irrend über manches Land;
Bis an dem Laut von Hunden
Sie sich zurecht gefunden.

Da legt sie ihn gar mildiglich
In ihr schneeweißes Bette,
Und fodert einen Mann zu sich,
Daß er den Schimmel rette. —
Und puck! puck! klopft es an der Thür.
Holla! wer ist so spät noch hier? —
Bergt ihr den kleinen Knaben,
Den wir gesuchet haben?

Den kleinen Knaben berg' ich wol,
Er liegt in süßem Schlummer.
Sei euer Herz des Trostes voll,
Und lasset allen Kummer!
Den kleinen Knaben geb' ich euch,
Wenn er euch kennen wird, sogleich. —
Sie kannten sich; Entzücken
Sprach laut aus allen Blicken.

O Mutter, das euch Gott belohn'! —
Fahr' hin, mein Kind, mit Freuden! —
Die Aeltern danken euch den Sohn!
Gott wendet ihre Leiden!
Lebt wohl! lebt wohl! — Sie zogen hin,
Und milder ward des Knaben Sinn;
Er dacht' an seinen Schimmel,
Und seufzte still gen Himmel.

Und als er nun nach Hause kam,
War Alles noch im Jammer.
Den Weg er augenblicklich nahm
Zu seiner Aeltern Kammer,
Und stürzt sich ihnen in die Arm';
Da wird das Herz den Aeltern warm,
Es fließen Freudenzähren
Dem lieben Gott zu Ehren.

Die Aeltern brachten Geld und Dank
Der guten alten Mutter.
Der Schimmel kriegte lebenslang
Bequemlichkeit und Futter.

Der Junker Hans ward fromm und gut,
Und beugte seinen raschen Muth:
Und sah in allen Dingen
Es sich nach Wunsch gelingen.

Overbeck.

Lied eines Fröhlichen.

Heida! täglich freu' ich mich
Und bin guter Dinge!
Lieben Leute, seht, wie ich
Fröhlich hüpf' und springe!

Meinen Lebensweg bestreut
Unschuld noch mit Rosen:
Glücklich, wer sich stets so freut,
Stets so geht auf Rosen.

Drum, wenn ich nun älter bin,
Will ich mich bestreben,
Immer, bei vergnügtem Sinn,
Tugendhaft zu leben.

Meine Pflichten thu' ich dann
Unter frohen Scherzen,
Thue Alles, was ich kann,
Mit vergnügtem Herzen.

Vater, Mutter, Jedermann
Mag dann Fritzen leiden;
Und erlang' ich das: o dann
Spring' ich hoch vor Freuden!

Trifft dann auch ein Stürmlein mich
Einst in meinen Tagen;
Heida! was bekümmr' ich mich!
Werd's ja auch wol tragen.

Overbeck.

Wohl dir, daß du unter gesitteten Menschen geboren bist.

Einst verlor sich ein kleines Kind, von seinen Aeltern weg, in einen Wald, wo viele Bären waren.

Die Bären thaten ihm nichts zu Leide, sondern fütterten es, und ließen es mit sich laufen.

Da wurde das Kind wie ein Bär, kroch auf allen Vieren, wurde haarig, fraß rohe Wurzeln, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Ein andres Kind kam unter eine Herde wilder Schafe. Dieses wurde ein Schaf, blökte wie ein Schaf, fraß nichts als Schafskräuter, lernte nie sprechen, blieb ohne alle Vernunft.

Und du, mein Kind, kamst unter Menschen, und zwar unter gesittete Menschen; also kannst du sprechen, bist schon etwas vernünftig und wirst, will's Gott! noch vernünftiger werden.

So wie die Alten sind, so werden gemeiniglich auch die Jungen. Sind jene klug, so werden es diese auch; sind jene dumm, so bleiben es auch diese.

Kann wol ein Kind stricken lernen, wenn im ganzen Lande Niemand ist, der stricken kann?

Aber auch, sind die Alten Diebe und Räuber, so stehlen die Kinder gleichfalls, und haben nichts Arges

daraus. Und fressen jene gar Menschen; nun, so werden die Kinder auch kleine Menschenfresser.

Wohl dir also, daß du unter gesitteten Menschen geboren bist!

Schlözer.

Der furchtsame Knabe.

Eine alberne Magd hatte einem Kinde viele abgeschmackte Dinge von einem schwarzen Manne in den Kopf gesetzt.

Dieses Kind sah einmahl einen Schorsteinfeger ins Haus kommen, den es noch nie gesehen hatte. Darüber erschrak es, und lief vor Schrecken in die Küche, sich da zu verstecken.

Eben war es hinein, so war auch schon der schwarze Mann hinter ihm.

In voller Angst rannte es zur andern Thür hinaus in eine Stube, und kroch hinter den Ofen.

Kaum aber hatte sichs ein wenig erholt, so hörte es den fürchterlichen Mann dicht neben sich hinter der Wand im Schorsteine kratzen.

Von neuen erschreckt sprang es aus der Stube und dem Hause hinaus, in den Garten, versteckte sich hinter einen Baum, sah mit verstörten Blicken und mit pochendem Herzen nach allen Seiten, und siehe! da kam plötzlich die schwarze Gestalt oben aus dem Schorstein hervor.

Nunmehr fing das Kind an, aus allen Kräften um Hülfe zu schreien.

Der Vater kam, und fragte, warum es so schreie? — Das Kind wies mit schüchterner Geberde auf den Schorstein; denn noch war es so außer sich, daß es nicht die Kräfte hatte, ein Wort hervorzubringen.

Der Vater lächelte, und belehrte den kleinen furchtsamen Menschen, wie wenig Ursache er gehabt, sich zu ängstigen.

Der Knabe schämte sich, und hörte nachher niemahls wieder auf die Erzählungen abergläubiger Leute.

E.

Die Blumen.

Ludwig und Karoline wurden von ihrem liebreichen Vater oft mitgenommen, wenn er ausging. Besonders geschah dieses, wenn sie durch Folgsamkeit und gutes Betragen seine Zufriedenheit verdient hatten.

Eines Nachmittags, da sie sich auch ein vorzügliches Recht zu diesem Vergnügen erworben hatten, nahm sie der Vater Beide an die Hand, und führte sie in einen herrlichen Garten.

Als sie dahin kamen, baten ihn die Kleinen, ob sie wol allein darin spielen dürften? Der Vater erlaubte es ihnen, und ging mit dem Besitzer desselben ins Gartenhäuschen, um sie ihrer Freude ganz zu überlassen.

Der Garten war voll der schönsten Blumen. Beide Kinder waren sonst bescheiden, wenn sie Etwas wünschten, und warteten gern, bis es ihnen gegeben oder erlaubt wurde. Diesmahl aber vergaßen sie sich, und mochten ihrer Begierde, Blumen zu haben, nicht widerstehen. Sie gingen Beide, und pflückten die schönsten, die sie fanden.

Karoline wies ihren Strauß dem Bruder; der fand, daß der seinige nicht so schön sei, und lief hin, um andere zu pflücken.

Geschwind lief Karoline hin, und pflückte auch noch

einen. Den fand Ludwig wieder besser, und wollte sich nicht zuvorkommen lassen. Und so pflückten sie in die Wette, Ludwig Hut und Taschen, Karoline Schürze und Körbchen voll, bis fast alle Beete kahl waren.

Nun erst fiel es Karolinen ein, wie unbesonnen und unbescheiden sie gewesen waren; sie mochte die verheerten Beete nicht mehr sehen, die noch vor wenig Minuten so schön waren, und die sie verwüstet hatten.

Vor Scham wußte sie nicht, wo sie die gepflückten Blumen lassen sollte. Da bat sie ihren Bruder Ludwig, sie ihr abzunehmen; aber dem ging es eben so.

Indem sie nun beschämt und traurig dastanden, kam der Vater mit seinem Freunde, und erschrak, als er die Verwüstung im Garten und die Unlust an seinen Kindern sah.

Sie wollten erzählen, und konnten nicht; endlich brachte es Ludwig stotternd heraus.

Der Vater bat seinen Freund für sie um Verzeihung, der zum Glück Einer von den Menschen war, die leicht verzeihen, und es gern that.

Dann blickte er sie ernsthaft an, und wollte sie wieder verlassen.

Aber die Kinder hingen sich an seinen Arm. O, bester Vater! baten sie, laß uns nicht wieder allein; du siehst, wir sind noch nicht gut genug, daß wir allein bleiben können. Wir wissen nun, wie nöthig wir deine Aufsicht haben. Gewiß, wir wollen nicht eher wieder verlangen, allein zu sein, als bis wir uns gewöhnt haben, immer an uns zu denken, und uns immer erst zu fragen, obs auch gut ist, was wir thun wollen.

E.

Fritz und der Käfer.

So, — Pünktlein! — nun hinaus ins Feld,
Der Abend ist so schön;
Nun will ich Thierchen groß und klein
Im Mondesglanze sehn!

Da kommt der schöne Mond schon her;
Willkommen, lieber Mann!
Wie man dich und die Sternelein
Doch nie gnug sehen kann.

So sagte Fritz, und sprang ins Feld,
Und freute herzlich sich;
That recht daran. — Mach's eben so;
Erst lern', — dann freue dich!

Stand da ein kleiner Apfelbaum,
An dessen Stämmchen kroch
Ein brauner Käfer sorgenlos,
Der nicht von dannen flog.

Gleich war nun unser Fritzchen da:
Komm her, du Räuber, her!
Empfang den Lohn; denn du zerfrißt
Mein Bäumchen gar zu sehr.

Er nahm das Thierchen, band am Fuß
Ein seidnes Fädchen ihm!
Und wenn es angstoll aufwärts flog,
Wollt' er's herunterziehn.

Es flog, er zupfte — und das Bein
Am Fädchen riß; da sprach —
Der Käfer? — nein, des Knaben Herz,
Als spräch's dem Käfer nach:

Denk', ich sei Mensch, und Käfer du;
Dich hungere, wie mich;
Und weil du deine Nahrung suchst,
Nur darum quält' ich dich!

Ein Gott hat dich und mich gemacht;
Quäl' ja kein Thierchen mehr!
Ach, wüßtest du, wie weh mir's thut,
Mein Füßchen, ach, wie sehr!

Fritz ließ den Käfer; doch für ihn
War alle Lust dahin.
Nehmt, was das Herz des Knaben sprach,
Ihr Kinder, ja zu Sinn!

Overbeck.

Fritzens Morgenlied.

Du, lieber Gott, hörst gern es an,
Wenn Kinder Dank dir bringen;
Drum will ich jetzt, so gut ich kann,
Dir auch mein Loblied singen.

Mich hat ein sanfter Schlaf erquickt,
Ich bin gesund und fröhlich.
Wie Viele sind nicht so beglückt,
Sind krank, sind nicht so fröhlich!

Ja, lieber Gott, dir sag' ich Dank;
Du lässest jeden Morgen
Mit nöth'ger Speise und mit Trank
So gütig mich versorgen.

Für meine Aeltern dank' ich dir,
Die mich so zärtlich lieben;
Auch für die Freunde dank' ich dir,
Die mich im Guten üben.

O, laß mir diese Aeltern noch
Recht lange, lange leben!
Thu, lieber Gott, o thu es doch,
Laß sie noch lange leben!

Wir wollen (ich und Bruder Gust)
Sie auch recht oft erfreuen;
Wir wollen lernen, recht mit Lust,
Nie Fleiß noch Mühe scheuen.

Wir wollen leben, so wie hier
Die Menschen leben sollen,
Wenn sie sich hier, und dort, bei dir
Im Himmel, freuen wollen.

Overbeck.

Der Klügste giebt nach.

Johann und das Pferd.

Zornig schlägt Johann sein Pferd;
Und da dies sich wieder wehrt,
Steiget seine Wuth aufs höchste.

Einer, der vorübergeht,
Ruft mit Lachen aus: Ei, seht!
Wer ist da doch wol der Klügste?

Zwei Kinder, die sich selbst leiten und führen wollen.

Anton.

Vater, ich wollte, daß ich schon groß wäre, so groß wie du!

Vater.

Und warum wolltest du das, Anton?

Anton.

Ja, dann hätte mir Keiner mehr was zu befehlen, und ich könnte thun, was ich wollte.

Vater.

Das wäre wol was Schönes, gelt, Anton?

Anton.

O so herrlich!

Vater.

Lieschen, was sagst du dazu? Möchtest du auch wol thun dürfen, was du Lust hättest?

Lieschen.

Das glaub' ich!

Anton.

Das sollte gehn! Du, und ich, Lieschen — juch!

Vater.

Nun hört, Kinder; die Freude kann ich euch wol machen. Von Morgen früh an sollt ihr die Erlaubniß haben, zu thun, was ihr wollt.

Beide (aufspringend).

Sollen wir?

Vater.

Eure gute Mutter, und ich, und alle Erwachsene im Hause wollen euch einmahl nicht zu befehlen haben.

Beide (hüpfend und springend).

Nicht? O je! o je! das soll einmahl eine Lust sein.

Vater.

Ja, was noch mehr ist, wir wollen euch diese Freiheit nicht bloß morgen, sondern so lange geben, bis ihr uns selbst bitten werdet, daß wir sie euch wieder nehmen mögen.

Anton.

O, das soll denn gewiß lange währen!

Vater.

Nun, es soll mir lieb sein, wenn ihr künftig euch werdet selbst leiten können. Morgen also bekümmert sich um euch kein Mensch.

Der Morgen kam. Statt daß die Kinder sonst um sechs Uhr geweckt wurden, weckte sie jetzt Niemand, und sie schliefen daher bis nach acht Uhr.

Von langem Schlafen aber wird man träge und unlustig; das waren denn Anton und Lieschen auch, da sie endlich von selbst erwachten, und Jedes sein Bett verließ.

Indeß ermunterten sie sich doch bald durch den fröhlichen Gedanken, daß sie heute thun und lassen könnten, was sie wollten.

Aber was wollen wir denn nun, Lieschen? fragte Anton seine Schwester, da Beide angezogen waren, und ihr Frühstück verzehrt hatten.

Lieschen.

I, wir wollen spielen.

Anton.

Aber was?

Lieschen.

I nu, wir wollen Kartenhäuser bauen.

Anton.

O, das ist ein dummes Spiel; das mag ich nicht!

Lieschen.

So laß uns Blindekuh spielen.

Anton.

Ja, wir Beide! — Wenn du sonst nichts weißt!

Lieschen.

Oder mit Knippkügelchen.

Anton.

Das mag ich auch nicht mehr leiden.

Lieschen.

Na, so sag du was Besseres.

Anton.

Weißt du was? Wir wollen den ganzen Tag auf Steckenpferden reiten.

Lieschen.

O, das ist was Rechts! Nein, das thu' ich nicht.

Anton.

Na, so wollen wir Fuhrmann spielen; du sollst das Pferd, und ich will der Kutscher sein.

Lieschen.

Ja, daß du mich wieder mit der Peitsche träfest, wie letzt; weißt du noch?

Anton.

I nu, das that ich ja nicht gern!

Lieschen.

Ja, aber es that doch weh; nein, nein, da wird nichts aus.

Anton.

O, du willst auch gar nichts! — So laß uns Jagd spielen; ich will der Jäger, und du sollst der Hirsch sein. Komm, komm, Lieschen!

Lieschen.

Mit deinem Jagdspielen: da kommst du mir immer mit.

Anton.

Na, so will ich gar nicht mit dir spielen; daß du's nur weißt!

Lieschen.

Und ich nicht mit dir; daß du's auch nur weißt!

Mit diesen Worten ging der Eine in diese, der Andere in jene Ecke des Zimmers, und ließ die Lippe hängen.

Lange saßen sie da und maulten, und sprachen kein Wort mit einander. Darüber schlug endlich die Glocke zehn, und von dem schönen Vormittage waren nun nur noch zwei Stunden übrig, als Anton sich endlich umwandte, und zu seiner Schwester sagte:

So komm denn; ich will Knippkügelchen mit dir spielen.

Lieschen.

Ja, aber ich habe keine Kügelchen, und du bist mir noch zwölf schuldig, die mußt du mir erst geben.

Anton.

O, was ich dir gestern schuldig war, das gilt heute nicht mehr.

Lieschen.

I, warum denn nicht?

Anton.

Ja, weil uns heute Keiner was zu befehlen hat.

Lieschen.

O, ich werd' es wol dem Vater sagen!

Anton.

I, der Vater will uns heute ja auch nichts zu befehlen haben!

Lieschen.

Na, so spiele ich nicht!

Anton.

So laß es bleiben!

Abermahls eine traurige Pause; abermahls Jedes in seinem Winkel! Anton pfiff, Lieschen fing an zu trillern; Anton holte sich eine Peitsche, um damit zu klatschen, Lieschen ihre Puppe, um damit zu plaudern; Anton brummte, Lieschen seufzte.

Darüber hörte man die Glocke elf schlagen, und von dem schönen ungebrauchten Vormittage war nun nur noch eine einzige Stunde übrig.

Anton warf unmuthsvoll seine Peitsche, und Lieschen ihre Puppe weg. Beide sahen einander an, und wußten nicht, was sie sagen wollten.

Endlich sprach Lieschen:

Nun so komm denn; ich will dein Pferd sein.

Anton.

Na, das ist gut! Sieh, hier habe ich einen langen Bindfaden; der soll mein Zügel sein. Da, nimm ihn in den Mund.

Lieschen.

Warum nicht gar! Kannst ihn mir ja um den Leib, oder an den Arm binden!

Anton.

Wie du doch sprichst! Hast du denn nicht gesehen, daß die Pferde das Gebiß im Maule haben, und daß der Zügel dran sitzt?

Lieschen.

Ich bin ja aber kein rechtes Pferd.

Anton.

Ja, du mußt dich aber doch so anstellen.

Lieschen.

O, das ist nicht nöthig!

Anton.

O, du willst auch Alles besser wissen! So nimm doch!

Lieschen.

Nein, in den Mund nehm' ich ihn nicht.

Anton.

So laß es bleiben! So will ich gar nicht spielen.

Lieschen.

Und ich auch nicht.

Wiederum der vorige langweilige Auftritt; Anton in der einen, Lieschen in der andern Ecke. Anton nahm wieder seine Peitsche, Lieschen ihre Puppe; aber die Peitsche wollte dem Einen, die Puppe der Andern kein Vergnügen machen. Anton seufzte, Lieschen weinte; zuletzt weinte Anton auch.

Darüber wurde es Mittag, und der Vater kam, sich zu erkundigen, ob es ihnen gefällig sei, zum Essen zu kommen.

Aber was fehlt euch denn? fragte er, da er sie Beide weinen sah.

O nichts! antworteten die Kinder, wischten sich die Thränen ab, und folgten dem Vater zum Mittagsessen.

Auf dem Tische waren diesmahl vielerlei Gerichte, auch Wein, und ein Weinglas bei jedem Teller.

Kinder, sagte der Vater, wenn ich euch noch zu befehlen hätte, so würde ich euch nicht von allen diesen Gerichten essen, auch keinen Wein, oder höchstens nur sehr wenig trinken lassen, weil ich weiß, daß vielerlei Speisen und der Wein den Kindern schädlich sind.

Aber ihr seid nun heute einmahl eure eigene Her-

ren; ihr dürft also auch essen und trinken, was ihr Lust habt.

Die Kinder ließen sich dieses nicht zweimahl sagen; das eine foderte sich Dies, das andere Jenes, und Beide schenkten sich ein ganzes Glas voll Wein ein.

Aber, Kind, flüsterte die Mutter dem Vater ins Ohr, sie werden krank danach werden.

Ich weiß wol, liebe Frau, antwortete der Vater leise; aber es ist besser, daß sie einmahl krank werden, und dabei schon jetzt lernen, wie sehr man sich durch Unmäßigkeit schadet, als daß wir jetzt für ihre Gesundheit sorgen, und ihnen diese wichtige Lehre dadurch entziehen.

Die Mutter sah ein, daß der Vater Recht habe, und ließ es geschehen.

Jetzt stand man auf. Der Bauch der Kleinen war ungewöhnlich ausgespannt, und ihr Köpfchen fing an zu schwindeln.

Komm, Lieschen! schrie Anton, und riß das taumelnde Mädchen mit sich fort in den Garten.

Der Vater folgte ihnen von fern nach.

In dem Garten war ein kleiner Fischteich, auf dem Teiche ein kleiner Kahn, und Anton hatte Lust, hineinzutreten.

Aber weißt du nicht, sagte Lieschen, daß uns das verboten ist?

Verboten? antwortete Anton; weißt du denn nicht, daß uns heute nichts verboten ist?

Ach ja, das ist auch wahr, sagte Lieschen, gab ihrem Bruder die Hand, und Beide traten in den Kahn.

Hier näherte sich der Vater; doch fand er für gut, sich noch nicht zu zeigen.

Er wußte, daß der Teich nicht sehr tief war. Und

wenn sie nun auch hinein fielen, dachte er, so kannst du sie ja gleich wieder herausziehen.

Die Kinder wollten den Kahn losmachen, um darin zu fahren; aber es fand sich, daß er fest angekettet war.

So wollen wir wackeln! rief der rüstige Anton, und fing an, den Kahn auf- und niederschwanken zu lassen.

Aber plötzlich geriethen Beide ins Stolpern; Eins ergriff das Andere, um sich zu halten; und plump! lagen Beide über Bord und im Wasser.

Schnell, wie der Blitz, sprang der Vater hinzu, ergriff mit jeder Hand eins seiner thörichten Kinder, und trug sie halb entseelt zu Hause.

Hier mußten Beide sich auf die heftigste Weise übergeben, indem man sie rüttelte und umkleidete; bis sie endlich, ganz ermattet und mit fürchterlichen Kopfschmerzen, zu Bette getragen wurden.

Zu den Kopfschmerzen gesellten sich auch Bauchweh und beständige Uebelkeit, welche von Zeit zu Zeit ein neues heftiges Erbrechen mit großen Beängstigungen verursachte.

In diesem traurigen Zustande brachten sie also die ganze übrige Hälfte des Tages unter unaufhörlichem Seufzen und Weinen hin, bis sie endlich vor Mattigkeit einschliefen.

Früh, am andern Morgen, trat der Vater vor ihr Bett, und fragte, wie sie geschlafen hätten?

Ach, gar nicht gut! antworteten Beide mit leiser, kränklicher Stimme.

Wir haben immer aufstehen müssen, und der Kopf und der Bauch haben uns sehr weh gethan.

Ihr armen Kinder! sagte der Vater; ich beklage euch!

Aber — fuhr er nach einer Weile fort — wie steht

es denn heute mit eurem freien Willen? Ihr werdet ihn doch wieder haben wollen?

O ja nicht! ja nicht! riefen Beide mit großer Heftigkeit.

Aber warum nicht? fragte der Vater! Ihr sagtet ja, daß das so herrlich sei, thun zu können, was man wolle!

O, wir sind wol recht dumm gewesen! antwortete Anton.

Ja gewiß, recht dumm! sagte Lieschen.

Vater.

Ihr wollt also nicht wieder eure eigene Herren sein?

Beide.

O nein, nein! lieber Vater; sage du uns wieder, was wir thun sollen; da gehts uns viel besser.

Vater.

Bedenkt euch wohl, was ihr thut; denn wenn ich euch wieder befehlen soll, so werde ich damit anfangen, euch etwas sehr Unangenehmes zu befehlen.

Beide.

O, wir wollen gern Alles, Alles thun!

Vater.

Seht, hier habe ich ein bräunliches Pulver, heißt Rhabarber, schmeckt sehr häßlich, aber ist ungemein gut für Leute, die, so wie ihr, sich durch Unmäßigkeit den Magen verdorben haben. Wenn ihr nun wollt, daß ich euch wieder befehlen soll, so gebiete ich euch, dies Pulver einzunehmen. Soll ich?

Beide.

Ja, ja, lieber Vater! Und wenns auch noch so garstig schmeckt.

Der Vater rührte Jedem ein Pulver ein, und gab es ihnen. Die Kinder, ohne den Mund dabei zu verziehen, schluckten die bittere Arzenei beherzt hinunter. Diese that ihre Wirkung, und Beide geneseten.

Wenn man ihnen nachher eine recht große Strafe drohen wollte, so sagte man zu ihnen: ihr sollt wieder eure eigene Herren sein! und die Kinder zitterten dabei mehr, als andere, zu welchen man sagt: ihr sollt die Ruthe kriegen!

E.

Am 24sten Jenner 1781.

Im Morgenland ein König war,
Hieß nur der kleine König;
War Mohr, und hatte wollicht Haar,
Und stotterte ein wenig.

Nun will ich! sprach er immer, nun! —
Wol recht hieß er der Kleine!
Wollt' immer große Thaten thun,
Und that der Thaten keine!

Schlief immer, bis die Sonne hoch
Am Himmel war gestiegen;
Man weckt' ihn; — laßt mich! sprach er, doch
Nur noch ein wenig liegen. —

In Preußenland ein König ist *),
Der ist ein großer König;
Thut Thaten mit Vernunft und Muth,
Thut immer sich zu wenig!

*) Friedrich der Einzige.

Fragt sich, wenn er zu Bette geht,
Was Gutes ist geschehen;
Kann wahrlich! seine Majestät
Sonst nicht zu Bette gehen.

Sein Fest wird heute gefeiert sehr,
In Dörfern und in Städten;
Ach! wenn ich doch sein Bauer wär',
Wie wollt' ich für ihn beten!

Schall.

Der arme Mann.

Nimm's, armer Mann! und danke nicht,
Du durftest es wol nehmen.
Dein schlechtes Kleid, dein bleich Gesicht,
Die sprachen — zum Beschämen!

Gewiß, ich wurde roth, wie Glut,
Als ich mit halbem Blicke
Auf mich sah, auf mein frisches Blut,
Und dann auf deine Krücke.

Du hast so wenig, armer Mann,
Und was dir ward, ist Leiden! —
O, sieh mich nur ein wenig an,
Ich kann von dir nicht scheiden.

Dein Auge hat wol viel geweint,
Und viel gewacht, du Lieber!
Und deine Stirne, wie es scheint,
Wird alle Tage trüber.

Der Locken sind nur wenig mehr,
Und werden fallen müssen!
Ach, armer Mann! du zitterst sehr
An Händen und an Füßen!

Der kalte Winter nahet sich
Mit Schnee und vielem Schrecken;
Da ist kein Pelz, kein Bett für dich,
Dich armen Mann zu decken.

Da ist für dich kein warmer Herd,
Die krumme Hand zu laben! —
Und bist vielleicht inwendig werth,
Ein goldnes Haus zu haben!

O Gott! wie wird mir im Gesicht!
Wie wird mir; daß ich bebe! —
Nimm's, armer Mann! und zürne nicht,
Daß ich so wenig gebe!

Overbeck.

Feldlust.

Hinaus ins Feld! und Lauf und Sprung
Getrieben sonder Scheu!
Es giebt der stillern Tage gnung,
Da sitzt man auf dem Ei.

Doch so wie heute sitzt man nicht,
Man rennt, so weit man kann,
Mit freudehellem Angesicht
Feldein und berghinan.

Und dünket sich ein Kerl, ein Held,
Der sich zu tummeln weiß;
Der, wenn er aus dem Gleise fällt,
Sich wieder schwingt ins Gleis.

Gottlob, daß ich ein Junge bin,
Mit Hosen angethan,
Der seinen frohen, freien Sinn
Lebendig machen kann!

Willkommen, Feld und Busch und Thal!
Willkommen, schöner Baum!
Ihr kleinen Sänger allzumahl
In jenes Wipfels Raum!

Gebt Acht, ich klettre zu euch hin,
Und mach' ein Lied mit euch;
Denn weil ich nun ein Junge bin,
Seht ihr! so geht das gleich.

Kommt Schwester Lotte dann daher,
Und suchet Schatten hier,
Und sieht nach Blumen sich umher —
Mit einmahl piep' ich ihr.

O Wunder! Was ist das für Klang?
Sie sucht, und weiß nicht wie?
Dann fall' ich plötzlich mit Gesang
Darein, und schrecke sie!

Doch gleich ist Alles wieder gut:
Will er herunter, er? —
Dann schick' ich erst ihr meinen Hut,
Und mich selbst hinterher.

Overbeck.

Der Nebel.

An einem schönen Herbstabende ging Lotte mit ihrem Vater ins Freie.

Nicht sehr weit von ihnen stieg aus einer niedrigen Wiese eine dicke Nebelwolke empor, welche von fern das Ansehn eines weißen Sandhügels hatte.

Vater, Vater! schrie Lotte; o sieh doch, was ist das da unten auf der Wiese?

Vater.

Es ist Nebel, mein Kind.

Lotte.

Aber es scheint ja ganz dicht zu sein, als wenn man's mit Händen greifen könnte!

Vater.

Wenn wir da wären, würden wir ihn kaum bemerken.

Lotte.

O, das sagst du wol nur so! Wenn wir da wären, würden wir ihn anfassen können.

Vater.

Meinst du? Komm, wir wollen hingehen.

Lotte.

O, das ist schön! Ich will oben drauf klettern; da wird man recht weit um sich sehen können!

Sie liefen hin. Da sie an Ort und Stelle gekommen waren, bemerkten sie kaum einen feinen Dunst, der nur, von fern gesehen, so dicht zu sein geschienen hatte.

Vater.

Siehst du, Lotte, daß ich die Wahrheit sagte? Wo ist nun der weiße Berg, den wir von dort her sahen?

Lotte.

Fort! — Aber das ist doch närrisch; es schien so viel hier zu sein, und nun ist fast gar nichts da.

Vater.

Wundere dich nicht darüber, liebe Lotte; es giebt in der Welt der Dinge mehr, die in einiger Entfernung wunder was zu sein scheinen; und kommt man zu ihnen, so sind sie nichts, als ein leerer Dunst.

Lotte.

Was sind das für Dinge, Vater?

Vater.

Erinnerst du dich an die schöne geputzte Dame, die uns gestern in dem prächtigen Staatswagen begegnete?

Lotte.

Ach ja! das war einmahl eine prächtige Kutsche! und so schöne, allerliebste Pferde davor! Und der Kutscher und die beiden Bedienten, die hinten aufstanden, die schimmerten einmahl recht von Silber!

Vater.

Das muß wol eine rechte Lust sein, so eine vergoldete Kutsche mit so raschen Pferden und so schön gekleideten Bedienten zu haben, und selbst so aufgeputzt zu sein, wie die Dame war. Nicht wahr, Lotte?

Lotte.

Ja, das glaube ich!

Vater.

Aber sahst du nicht, wie verdrießlich und kränklich die schön geputzte Dame in ihrer herrlichen Kutsche dasaß, recht als wenn sie zur Strafe darein eingesperrt gewesen wäre?

Lotte.

Ja, das ist wahr; sie sah eben so aus, wie unsere Marie, da sie das Fieber hatte.

Vater.

Sie mußte ja also doch wol nicht zufrieden sein, un-

geachtet sie in der schönen Kutsche saß, und so viele prächtige Sachen hatte.

Lotte.

Nein.

Vater.

Siehst du, Lotte? Alle die äußere Pracht also, die uns, von fern betrachtet, oft so sehr gefällt, muß sich ja wol eben so verhalten, als dieser Nebel, der uns von fern auch ganz anders vorkam, als wir ihn jetzt sehen, da wir uns selbst darin befinden. Schöne Kleider, schöne Kutschen und Pferde, schöne Häuser und Gärten können uns nicht glücklich machen; man kann sie besitzen, und doch sehr unzufrieden dabei sein. Thöricht ist es also, sich solche Dinge eifrig zu wünschen. Wer danach läuft, der läuft nach einem bloßen Dunste, der ihm nichts hilft, sobald er ihn erreicht hat.

Erinnere dich daran, mein Kind, so oft du wieder einen Nebel aufsteigen siehst, und bedenke dann immer, was ich dir oft gelehrt habe, daß nichts, als Güte des Herzens, wahre Rechtschaffenheit und nützliche Geschäftigkeit uns eine dauerhafte Glückseligkeit gewähren können. Willst du das, liebe Lotte?

Lotte antwortete mit einem stummen, herzlichen Kusse auf des Vaters Hand.

Zeno und sein heißhungriger Schüler.

Zeno war ein Lehrer der Weisheit und Tugend im alten Griechenlande.

Unter seinen Schülern zeichnete Einer sich durch große Gierigkeit im Essen und Trinken aus. Heißhungerig riß er bei jeder Mahlzeit seinen Mitschülern Alles vor dem Munde weg.

Zeno suchte ihm diesen Fehler abzugewöhnen, und ließ in dieser Absicht zur nächsten Mahlzeit nur einen einzigen, aber sehr großen Fisch zubereiten.

Sobald derselbe aufgetragen war, zog er die Schüssel zu sich, und schien in Begriff zu sein, ihn ganz allein zu verzehren, ohne den Mitspeisenden Etwas davon abzugeben.

Da machte der heißhungerige Schüler ein paar große Augen, sah seinen Lehrer starr an, und schien ihm stillschweigend seine unmäßige Gierigkeit vorzuwerfen.

Wie? sprach hierauf Zeno zu ihm, nimmts dich Wunder, daß ich auch einmahl gefräßig bin, da du selbst von deinen Mitschülern erwartest, daß sie deine eigene Gierigkeit alle Tage dulden sollen?

Am Weihnachtsabend.

Lieber heilger Krist,
Komm und hör'! wir flöten,
Fiedeln und trompeten!
Komm, da's Weihnacht ist!

Bring viel Schönes mit!
Was wir gerne haben,
Bring uns kleinen Knaben
In der Tasche mit!

Fritz.

Mir ein Steckenpferdchen!

Ludwig.

Mir ein Buchsbaumgärtchen!

Hermann.

Einen Gänsewagen,
Die mit Füchsen jagen!

Hans.

Einen Harlekin
Mit der Violin!

Fritz.

Einen Grenadier
Mit der Flinte mir!

Ludwig.

Und viel Zuckerpuppen!

Alle.

Ach ja! Zuckerpuppen!

Hans.

Mandeln und Rosinen!

Alle.

Mandeln und Rosinen!

Hermann.

Nüss' und Honigkuchen!

Alle.

Eia! Honigkuchen!
Und was sonst noch ist,
Lieber heilger Krist!

Hans.

Aber keine Ruthen!

Alle.

Fi! die bösen Ruthen!

Fritz.

Denn wir sind ja fromm!

Alle.

Ach, so komm, so komm!
Heilger Krist, o komm!
Komm, da's Weihnacht ist,
Lieber heilger Krist!

Der Wagehals.

Der Knabe, Alexander Wagehals, verdiente seinen Namen mit Recht.

Alle seine Gespielen, die Dasjenige mieden, was ihnen als gefährlich bekannt oder vorgestellt war, hieß er feige Memmen.

Er selbst aber hatte keinen Zeitvertreib so lieb, als denjenigen, wobei Etwas zu wagen war.

Sah er irgendwo eine Leiter stehen, so mußte er hinauf, wenn er gleich nicht beurtheilen konnte, ob sie sicher war, oder fest stand.

Ein paar Nüsse zu kriegen, wagte er sich auf die schlanksten und dünnsten Zweige der Bäume, und das gemeiniglich, wenn kein Erwachsener dabei war.

Wo ein Absatz von fünf oder sechs Stufen war, da mußte er immer mit einem Sprunge hinunter.

Er hatte zwar schon manchen kleinen Schaden genommen, und war wegen seiner kindischen Verwegenheit von seinen Aeltern und Aufsehern oft bestraft worden; aber er besserte sich nicht, ehe er durch folgenden großen Schaden zu spät klug geworden war.

Einst sprang er auf Balken herum, die neben einander abgesondert auf dem Wasser lagen.

Er trat fehl, fiel, brach das Bein, und blieb, mit dem Arme sich anhaltend, zwischen zwei Bäumen, mit dem Unterleibe im eiskalten Wasser, eine Zeit lang hangen.

Er wurde zwar mit genauer Noth gerettet, aber das Bein wurde, nach Erduldung großer Schmerzen, übel geheilt, und durch außerordentliche Erkältung hatte er sich die Schwindsucht zugezogen.

Als ein Krüppel und kränklicher Jüngling lebte er bis in sein zwanzigstes Jahr, wo er starb.

Fritzchens Danklied
nach überstandener Krankheit.

Du lieber Gott, wie gut bist du!
Du giebst uns viel Vergnügen!
Ich kann die Nacht in süßer Ruh
Auf meinen Kissen liegen.

Vor kurzen noch war ich so krank,
Da konnt' ich gar nicht schlafen!
Ach, manches Kind ist noch wol krank,
Und kann auch gar nicht schlafen.

Und manches krümmt sich wol auf Stroh,
Voll Angst und voller Schmerzen:
Ich bin gesund — deß bin ich froh,
Kann wieder munter scherzen.

Froh dank' ich, Gott! froh dank' ich dir
Für alle, alle Freuden!
Ach, lieber Gott, wie wohl ist mir,
Wie wohl, nach so viel Leiden!

Nun will ich auch mit heiterm Sinn
Mein ganzes Leben leben;
Und stets, so lang' ich munter bin,
Für Gutes mich bestreben.

Overbeck.

Als Schwester Lotte verreiset war.

Der Abend ist gekommen,
Die Welt ist ohne Licht;
Mein Täubchen sitzt beklommen,
Und kennt die Gegend nicht.

Es möchte gern in Schlummer
Die Aeuglein schließen zu;
Doch Eines macht ihm Kummer,
Und gönnt ihm keine Ruh.

Sein Männchen ist geflogen
Wol über manches Haus,
Ist viel umhergezogen,
Und bleibt noch immer aus.

Das Täubchen kann nicht rasten,
Das Täubchen sitzt beklemmt;
Es wird so lange fasten,
Bis Männchen wiederkömmt.

Ach, wie dem armen Täubchen,
So ist auch mir zu Sinn!
Ich hatt' ein Schwester-Täubchen,
Und ach! es flog dahin!

Und Fritzchen kann nicht rasten,
Und Fritzchen sitzt beklemmt;
Er wird so lange fasten,
Bis Lotte wiederkömmt.

Overbeck.

Das kleine Hannchen,

da sie eine Henne mit ihren Jungen erblickte.

Ach! geschwinde, liebste Mutter,
Gieb mir für die Hühner Futter!
Fast sind ihre Kröpfe leer;
Ach! geschwinde Futter her!

Tuk, tuk, tuk! in vollem Haufen
Kommen sie dahergelaufen;
Ach! wie hüpfen groß und klein;
Keines will das Letzte sein.

Wie die Mutter ihre Jungen
Füttert! — und den lieben Jungen
Schmeckt das Futter gar zu gut!
Was nicht eine Mutter thut!

Voll sind ihre kleinen Kröpfe,
Alle drücken ihre Köpfe
Nun gesättiget, mit Lust,
An der Mutter weiche Brust.

Diese will sie gerne decken;
Wie die Kleinen sich verstecken!
O, wie sanft läßt sichs da ruhn;
Was doch nicht die Mütter thun!

So genieß' ich deiner Pflege,
Liebste Mutter; öfters lege
Ich den Kopf in deinen Schooß —
Groß ist deine Liebe, groß!

Deine Hände stehn mir offen;
Was kann ich von dir nicht hoffen!
O, wie gütig bist du mir!
Immer, immer dank' ichs dir.

Overbeck.

Man muß sich so wenig, als möglich, von Andern bedienen lassen.

Konrad sah eine Reihe wilder Gänse hoch durch die Luft fliegen, und bewunderte den regelmäßigen und feierlichen Zug derselben.

Nach einer Weile fragte er den Vater: Können die zahmen Gänse auch so fliegen?

Nein! war die Antwort.

Konrad.

Wer füttert denn die wilden Gänse?

Vater.

Keiner!

Konrad.

Ja, wie können sie denn leben?

Vater.

Sie suchen sich ihre Nahrung selbst.

Konrad.

Aber im Winter?

Vater.

Sobald der Winter bei uns eintritt, ziehen sie in wärmere Länder, und im Frühjahr kommen sie wieder zurück.

Konrad.

Warum können denn die zahmen Gänse nicht eben so gut fliegen, und warum ziehen sie nicht auch in wärmere Länder, wenns hier Winter wird?

Vater.

Weil alle zahme Thiere verzogene Weichlinge sind, die den Gebrauch ihrer Glieder und ihrer Sinne zum Theil verlernt haben.

Konrad.

Warum haben sie denn das gethan?

Vater.

Weil Andere zu sehr für sie sorgten, und ihnen das Leben zu gemächlich machten.

Sieh, lieber Konrad, daraus kannst du lernen, wie nöthig es ist, daß ein Kind sich nicht zu viel von andern Leuten bedienen lasse, sondern sich vielmehr gewöhne, Alles, was zu seinem Anzuge und zu seinen Geschäften gehört, so viel möglich selbst zu verrichten.

Denn so wie es den Thieren geht, wenn sie nicht mehr für sich selbst zu sorgen haben, so geht es auch den Kindern, wenn die alten Leute ihnen aufwarten und ihnen Alles gar zu gemächlich machen. Da lernen sie niemahls ihre Glieder und ihre Sinne recht gebrauchen, und bleiben ungeschickt und unbehülflich ihr Leben lang.

Siehst du nun, warum ich immer so darauf halte, daß man euch keine Handreichung thue bei Dingen, die ihr selbst machen könnt?

Konrad.

Ja, nun will ich auch gewiß mir gar nicht mehr helfen lassen! sonst könnte es mir auch so gehen, wie den Gänsen, die das Fliegen verlernen.

E.

Sei nicht zu voreilig mit deinem Tadel.

Der Vater und Fritz waren bei einem Buchbinder gewesen, und hatten ihn arbeiten gesehn.

Der Mann hatte die Gefälligkeit gehabt, ihnen Alles zu zeigen, was zu seiner Kunst gehört, und Beide dankten ihm dafür.

Das ist doch ein recht guter Mann! sagte Fritz beim Weggehen.

Ein dienstfertiger und gefälliger Mann! setzte der Vater hinzu.

Fritz.

Aber Eins hat mir nicht an ihm gefallen, Vater!

Vater.

Was war denn das?

Fritz.

Daß er so schmutzig war.

Vater.

War er das?

Fritz.

O ja! Er hatte so lange Nägel an den Fingern!

Vater.

Wirklich?

Fritz.

Ja gewiß, Vater; es sah recht ekelhaft aus. Und dann so hatte er eine so schmierige Mütze auf. Fi, ich hätte sie nicht anfassen mögen!

Vater.

Das ist wahr.

Fritz.

Wie Einer doch so unreinlich sein kann.

Vater.

Aber, Fritz, hast du wol recht Acht gegeben, da er den Pappband mit gefärbtem Papier überzog? Und hast du recht gesehn, wie er es machte, um das mit Leim beschmierte Papier hinten am Rücken des Buchs so hinterzuschieben, daß es sich nicht in Falten lege?

Fritz.

Ja! da brauchte er seine langen Nägel dazu.

Vater.

Und hast du auch bemerkt, was er that, da das gefärbte Papier rund herum festgeklebt war, und er nun das Buch zwischen die Presse bringen wollte?

Fritz.

O ja! da rieb er erst den ganzen Band mit seiner schmierigen Mütze.

Vater.

Warum mochte er das wol thun?

Fritz.

Ja, das weiß ich nicht!

Vater.

Ich habe dies schon mehr gesehn, und nach der Ursache mich erkundiget. Sie ist diese: wenn er dies Ueberstreichen mit seiner schmierigen Mütze unterließe, so würde das Buch nachher an dem Holze der Presse oft so fest sitzen, daß er Etwas daran zerreißen müßte, um es wieder los zu bekommen.

Fritz.

I, warum denn?

Vater.

Darum, weil der nasse Leim durch das gefärbte Papier dringt, und also dieses Papier und das Holz der Presse fest mit einander verbinden würde. Wenn nun aber der Mann erst mit seiner schmierigen Mütze darüberfährt, so wird das feuchte Papier dadurch etwas fettig gemacht, und dann hat er nicht zu besorgen, daß es an dem Holze werde kleben bleiben.

Fritz.

Sieh, das ist närrisch!

Vater.

Merkst du nun, daß der Mann seine Nägel mit Fleiß wachsen läßt, und daß er mit gutem Vorbedacht eine so schmierige Mütze trägt?

Lerne hieraus, lieber Fritz, daß wir mit unserm Tadel nicht so voreilig sein müssen. Oft scheint Etwas tadelnswürdig zu sein, was doch im Grunde sehr vernünftig ist, weil eine gute Absicht dabei obwaltet. Man muß daher sein Urtheil so lange zurückhalten, bis man mit völliger Gewißheit weiß, warum Einer so und nicht anders gehandelt hat. Aber dieses Warum erfahren wir nur selten; daher muß man sich auch nur selten erlauben, das Betragen anderer Leute zu tadeln.

Fritz.

Gut, das will ich mir merken!

So geht's, wenn man nicht gehorsam ist.

Julchen war schon über fünf Jahre alt, und hatte noch nicht einmahl gelernt, gehorsam zu sein. Könnt ihrs glauben, Kinder?

Eines Tages wollte ihre Mutter aufs Land reisen, und Julchen sollte unterdeß zu Hause bleiben. Warum? weil man sich auf ihre Folgsamkeit noch nicht verlassen konnte, und weil die Mutter an dem fremden Orte nicht Zeit hatte, Acht auf sie zu geben.

Die Mutter wollte aber bei dieser Gelegenheit erfahren, ob sie ihr Töchterchen wol ein ander Mahl mitnehmen dürfe. Deßwegen stellte sie es auf die Probe.

Höre, Julchen, sagte sie, hier lasse ich dir ein Kästchen zurück, und da hast du den Schlüssel dazu.

Julchen.

Was soll ich damit, liebe Mutter?

Mutter.

Du sollst das Kästchen hier auf dem Tische stehen lassen, und es nicht eher eröffnen, bis deine Hofmeisterinn kommt, um es aufzuschließen. Verstehst du, Kleine?

Julchen.

O ja, liebe Mutter; ich soll das Kästchen nicht aufschließen, bis meine Hofmeisterinn kommt.

Mutter.

Wirst du denn das auch halten?

Julchen.

O ja, liebe Mutter!

Mutter.

Nun, wenn du folgsam bist, sollst du auch ein Paar schöne Täubchen haben, die du dir so lange schon gewünscht hast.

Julchen.

O je! o je! das soll einmahl eine Freude sein! Aber was ist denn da in der gläsernen Flasche, die dabei steht?

Mutter.

Schöne süße Schafmilch; die sollst du diesen Mittag zu Erdbeeren essen.

Julchen (hüpfend).

O, das ist herrlich!

Die Mutter küßte sie hierauf, und fuhr fort.

Nun war Julchen sehr begierig, zu wissen, was doch in dem Kästchen sein möchte; aber die Hofmeisterinn konnte noch nicht kommen.

Sie wartete wol eine Viertelstunde, und wußte sich vor Ungeduld nicht zu lassen; aber die Hofmeisterinn blieb aus.

Sie lief aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Küche, aus der Küche auf die Flur; aber da war keine Hofmeisterinn zu sehen und zu hören.

Sie kam zurück in die Stube; besah, befühlte, beroch das Kästchen; aber das half Alles nichts. Sie konnte nicht erforschen, was darin sei.

Endlich riß ihr die Geduld; sie vergaß das Verbot der Mutter, steckte den Schlüssel hinein, drehete, der Deckel sprang auf, und — hurr! flogen ein paar bunte, allerliebste Tauben heraus.

Hurtig wollte Julchen sie fangen, um sie wieder einzusperren; aber sie flatterten umher, warfen die Flasche mit der Schafmilch um, und husch! da waren sie zum offenen Fenster hinaus.

Und was hatte nun Julchen von ihrem Ungehorsame?

Die schönen Tauben waren fort, die süße Schafmilch lag auf der Erde, für Julchen gab's diesen ganzen Tag nichts als Brot und Wasser, und da ihre Mutter die Geschichte hörte, sah sie wol ein, daß sie ihr leichtsinniges Töchterchen in langer Zeit noch nicht mit aufs Land nehmen könne.

So gehts, ihr Kinderchen, wenn man nicht gehorsam ist!

E.

Die beiden ungleichen Brüder.

Hört, Kinder, eine merkwürdige Geschichte von zwei ungleichen Brüdern!

Sie waren Söhne eines Bauermannes. Der Eine hieß Peter, der Andere Gottlieb.

Peter war ein böser Junge; er war gierig, faul und tückisch.

Gottlieb hingegen war ein liebes, gutes Kind, sanft wie ein Schäfchen, und fleißig wie eine Biene. Auch

gab er von Allem, was er hatte, seinem Bruder gern die Hälfte, oft sogar sein ganzes Butterbrot.

Einsmahls wurden Beide in den Wald geschickt, und was sie zu Mittag essen sollten, das wurde ihnen mitgegeben.

Es ward heiß; ganz ermüdet von dem weiten Wege und von der Sonnenhitze, setzten sie sich unter einen Baum, und Gottlieb schlief ein.

Gierig warf der heißhungrige Peter sich über das Essen her, und verschlang Alles, was sie mitgebracht hatten.

Kaum hatte er dies gethan, so lief er davon, und kehrte zurück nach dem Dorfe.

Es ward Abend; die Sonne ging unter, und der arme Gottlieb erwachte.

Wie er sich die Augen rieb! Wie er nach seinem Bruder sich umsah! Und da er ihn nirgends erblickte, und nun bemerkte, daß er von ihm verlassen sei: Gott! wie er da anfing zu weinen und zu jammern!

O, ich armes, armes Kind! rief er aus; was soll ich nun machen? Wie soll ich den Weg nach Hause finden! Was soll ich anfangen, wenn ich die Nacht hier im Walde zubringen muß! O, ich armes, unglückliches Kind!

Indem er noch so klagte, kam eine prächtige Kutsche mit sechs schönen weißen Pferden vorbeigefahren. In der Kutsche saß ein reicher, reicher Mann, der auch ein recht guter, lieber Mann war.

Dieser hörte den armen Gottlieb weinen, und rief dem Kutscher: halt! Der Kutscher hielt, und ein Bedienter führte den weinenden Gottlieb herbei.

Als nun der reiche Herr vernahm, wie es dem armen Knaben gegangen sei, ließ er ihn in seinen Wagen

heben! und nun ging es fort in sausendem Galopp bis zu des Herrn Schlosse.

Hier wurde er herrlich gespeiset und getränkt, und man ließ ihn in einem schönen weichen Bette schlafen.

Am andern Morgen wollte der gute Herr ihn nach seinen Aeltern bringen lassen; aber der Kleine war noch so jung, daß er seine Aeltern und das Dorf, worin sie wohnten, nicht zu nennen wußte.

Er mußte also bleiben, und weil er ein so gutes, folgsames Kind war, so gewann der gute, reiche Herr ihn sehr lieb, und ließ ihn sorgfältig erziehen.

Endlich, da er groß geworden war, schenkte der Herr ihm ein Haus, und so viel Land und Wiesen dazu, daß er viele Kühe und Pferde halten und recht vergnügt davon leben konnte.

Eines Abends, da er von seinem Felde zu Hause ging, begegnete ihm ein armer Mann, der ganz in Lumpen gekleidet war.

Er gab ihm etwas, und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, um zu hören, wodurch er denn so elend geworden sei?

Ach, sagte der Arme, das habe ich in der Jugend an meinem armen unschuldigen Bruder verdient.

Wie so? fragte Gottlieb.

Da erzählte der arme Mann, daß er einst seinen kleinen schlafenden Bruder im Walde verlassen habe; daß dieser darauf vermuthlich von wilden Thieren sei zerrissen worden, und daß der liebe Gott es ihm nachher immer übel habe ergehen lassen.

Denkt, Kinder, wie der gute Gottlieb die Augen aufreißen mußte, da er aus dieser Erzählung erkannte, daß der arme Mann sein Bruder war!

Mein Bruder! rief er, und fiel ihm um den Hals.

Der erstaunte Bruder war wie vom Donner gerührt. Er wollte eine Entschuldigung stammeln, aber er konnte nur weinen.

Fröhlich, als wenn er einen großen Fund gethan habe, eilte Gottlieb mit ihm zu Hause, und ließ ihn kleiden und sich erquicken.

Peter hatte die Bosheit seiner Jugend schon längst bereut; Gottlieb hatte sie ihm schon längst vergeben. Jener half nunmehr den Acker bauen, und dieser theilte mit ihm Alles, was er hatte.

So lebten Beide viele Jahre in fröhlicher Geschäftigkeit, in brüderlicher Liebe und Einigkeit. E.

Fritzchen,

an ein Vergißmeinnichtblümchen.

Dich auch so grausam abzubrechen!
Nicht wahr, mein Blümchen, könntst du sprechen,
Du würdest sagen: thu es nicht!
Allein, vergieb mir armen Knaben,
Ich thu' es nur, um Trost zu haben;
Gewiß! aus Leichtsinn thu' ichs nicht.

Ich hab' ein Schwesterchen; wir liebten
Uns sonst so herzlich; wir betrübten
Uns niemahls, weder ich, noch sie.
Ach, wie sie oft mit süßen Blicken
Mir Kirschen bot vom Ast zu pflücken;
O, das vergess' ich ihr doch nie!

Daß sie mich einst noch sollte kränken,
Wie hätt' ich so was können denken
Von ihr! und doch hat sie's gethan.

Ach, jedem Steine möcht' ichs klagen —
Ich wollt' ihr eben etwas sagen;
Sie ging, und sah mich gar nicht an.

Kann Schwesterchen mich so betrüben?
Mein Schwesterchen mich nicht mehr lieben? —
Ich Armer, wüßt' ich nur, warum?
Ich habe schon so viel geweinet,
So viel gefragt; allein wie's scheinet,
So kümmert sie sich wenig drum.

Komm, komm, ich will dich zu ihr tragen,
Mein Blümchen, und ihr flehend sagen:
Sieh, Schwester, hier! — Vergißmeinnicht! —
Und will sie dich nicht von mir nehmen,
So will ich mich zu Tode grämen:
Gott oben, der vergißt mein nicht.

Overbeck.

Fritzchen,

da sein Schwesterchen wieder freundlich war.

Nun sei auch alles Leid vergessen!
Fort, Gram, aus meinem ganzen Sinn!
Ich will nun wieder Aepfel essen,
Und Kreisel treiben, wie vorhin.

Sie hat mir nun die Hand gegeben,
Und: liebes Fritzchen! mir gesagt;
Und — ach! in ihrem ganzen Leben
Hat sie noch nie so süß gelacht.

Das war ein Augenblick! Ich dachte
Der ganze Himmel stieg' herab,
Als ich mich heimlich an sie machte,
Und sie mir da das Händchen gab.

Ich sah sie an mit warmen Blicken;
Da ward ihr helles Auge naß!
O, ich vermag's nicht auszudrücken;
Wie ward mir so! wie fühlt' ich das!

Bist du mein Schwesterchen noch immer? —
Bist du mein gutes Fritzchen noch? —
Ja, ja, ich änderte mich nimmer;
Ich war und bin dein Fritzchen noch,

Und du bist meine kleine, süße,
Unendlich süße Schwester, du! —
Da gaben wir uns Herzensküsse,
Und alle Engel sahen zu.

Overbeck.

Der dankbare Anton.

Minna.

Liebe Mutter, erzähle mir doch ein Geschichtchen; bitte, bitte!

Mutter.

Laß sehen, wie viel du gestrickt hast?

Minna.

Warum?

Mutter.

Weil ich, wie du weißt, nur dann etwas erzählen kann, wenn du recht fleißig gewesen bist. — (Sie besieht

das Strickzeug.) I nun, das geht ja wol an! Ich bin zufrieden, Minna!

Minna.

Nun, erzählst du mir auch was?

Mutter.

Wenn mir etwas einfällt. Komm, wir wollen mit unserer Arbeit in die Laube gehn; unterdessen werde ich mich wol auf etwas besinnen.

(In der Laube.)

Minna.

Nun, Mutter?

Mutter.

Ja, was erzähle ich dir denn? — Hast du die Geschichte vom kleinen dankbaren Anton schon gehört?

Minna.

Nein, liebe Mutter! Was ist das für eine?

Mutter.

Du sollst sie hören.

In Flandern — weißt du auch noch, wo Flandern liegt?

Minna.

O ja, in den Niederlanden.

Mutter.

Richtig! In Flandern also lebte ein armer, armer Mann, der auf der ganzen Welt fast nichts hatte, als einen kleinen guten Sohn von sechs Jahren, welcher Anton hieß.

Der kleine Anton war eben so arm, als sein Vater, und hatte auf der ganzen weiten Welt weiter nichts, als — ein Kaninchen.

Minna.

Ach, Mutter, das sind allerliebste Thierchen, die Kaninchen! Wenn ich doch auch eins hätte!

Mutter.

Liebe Minna, du hast so viele andere Dinge zu deinem Vergnügen, daß du ein Kaninchen füglich entbehren kannst. Du hast gute reinliche Kleider, wohlschmeckendes und gesundes Essen und Trinken, ein bequemes Bettchen, eine niedliche Puppe, ein Lämmchen, ein Paar Täubchen und einen ganzen Schrank voll Bücher und Spielsachen. Von alle Dem hatte der arme Anton nichts.

Minna.

Himmel! er hatte nicht einmahl Kleider?

Mutter.

Alte schmutzige Lumpen, welche kaum seine Blöße deckten!

Minna.

Und kein Bett?

Mutter.

Ein wenig Stroh, in einem Winkel auf der Erde!

Minna.

Und nichts zu essen und zu trinken?

Mutter.

Zu essen oft gar nichts; wenns ihm recht gut ging, so hatte er ein Stück schwarzes trocknes Brot und einen Trunk Wasser dazu.

Minna.

O, der arme Anton! Wenn er doch hier wäre, ich wollte ihm alle Tage von meinem Frühstück und von meinem Vesperbrot die Hälfte geben!

Mutter.

Nun, höre weiter! — So arm der kleine Anton jetzt auch war, so lebte er doch vergnügt; denn sein liebes Kaninchen ersetzte ihm Alles. Auch war es wirklich ein ganz allerliebstes Thierchen.

Minna.

Wie sah es denn aus?

Mutter.

So weiß, wie der Schnee, wenn die Sonne darauf scheint; ach, und sein weißes Fellchen war so weich, so weich wie Seide! Seine Augen schienen ganz von Feuer zu sein.

Minna.

Allerliebst!

Mutter.

Und dabei war es so zahm, an den kleinen Anton so gewöhnt! So oft sein Vater ihm ein Stück Brot zu Hause brachte, setzte er sich damit hinter die Hütte ins Gras. Dann brauchte er nur zu rufen: Hänschen! Hänschen! gleich war sein liebes Kaninchen da, hüpfte ihm in den Schooß, setzte sich auf die Hinterfüße, und nahm ihm ein Stückchen Brot nach dem andern aus dem Munde.

Minna.

O liebe, beste Mutter, so ein Kaninchen muß ich auch haben!

Mutter.

Du kannst ja dein Lämmchen und deine Tauben eben so gewöhnen. Glaube mir, Kind, alle Thiere sind dankbar und lieben uns, wenn sie sehen, daß wir sie lieb haben.

Nun — um wieder auf unsern Anton zu kommen — ungeachtet er oft Hunger, Kälte und vieles Ungemach ausstehen mußte, so war er doch nicht traurig darüber, weil sein liebes Kaninchen ihm alle Tage so viel Freude machte.

Aber nun kam eine schlimme Zeit. Der arme Anton wurde krank, sehr krank!

Minna.

Was fehlte ihm denn?

Mutter.

Er hatte Steinschmerzen.

Minna.

Steinschmerzen? Das verstehe ich nicht.

Mutter.

Wohl dir, daß du nie erfahren hast, was für eine schmerzhafte Krankheit darunter verstanden wird! — Du weißt doch, daß in unserm Leibe eine Blase ist, worin alle die überflüssigen Feuchtigkeiten sich sammeln, welche wir nicht bei uns behalten können?

Minna.

O ja, das weiß ich wol!

Mutter.

Nun stelle dir vor, in dieser Blase entstehen zuweilen Steine, wie ein Taubenei groß, auch wol noch größere, welche sich vor die kleine Oeffnung der Blase legen, daß das Wasser davor nicht herauslaufen kann. Denke, was das für Schmerzen machen muß, wenn die Blase voll ist, und man das Wasser nicht kann laufen lassen!

Minna.

Himmel! — Aber wie können denn solche Steine in der Blase entstehen?

Mutter.

Du mußt wissen, liebes Kind, daß die Steine, wie alle andere Körper, aus ganz feinen Theilchen bestehen. Willst du das recht deutlich sehen, so hole mir einen Hammer.

(Minna holte einen Hammer, und die Mutter schlug damit auf einen kleinen Stein, bis er zu lauter Staubtheilchen zertrümmerte.)

Siehst du, Minna? Aus so feinen Theilchen bestehen die härtesten Steine. Dergleichen Theilchen nun kommen oft mit Speise und Trank vermischt in unsern Leib, und besonders in die Blase. Da setzen sie sich dann zuweilen aneinander und werden Stein. Das war nun jetzt dem armen kleinen Anton widerfahren, und er litt daher ganz fürchterliche Schmerzen.

Minna.

Kann denn das nicht geheilt werden?

Mutter.

Nicht immer: zuweilen muß man daran sterben. Oft aber schneiden die Aerzte dem Kranken ein Loch in den Leib, um den Stein herauszunehmen. Wenn ihnen das gelingt, so ist dem Uebel abgeholfen.

Minna.

Ließ der arme Anton sich denn auch so ein Loch schneiden?

Mutter.

Das hätte er gern gethan, um der unausstehlichen Steinschmerzen loszuwerden. Aber es fand sich kein mitleidiger Arzt, der die Mühe, ihn zu schneiden, umsonst übernehmen wollte, und Geld konnte sein Vater nicht darauf verwenden, weil er keins hatte. Da mußte also der arme Anton liegen, und sich krümmen und winseln, daß es einen Stein hätte rühren mögen.

Minna.

O, der arme Junge!

Mutter.

Da kam denn oft sein liebes Kaninchen, und setzte sich neben ihn aufs Stroh, und sah ihn so kläglich an, als wenn es sagen wollte: Ach, du armer Anton, wie dauerst du mich! Und Anton sah sein liebes Kaninchen dann wieder so wehmüthig an, als wenn er sagen wollte:

Du liebes Thierchen, nun werde ich dich doch wol bald verlassen müssen!

Nun wohnte in der Nachbarschaft ein reicher und mitleidiger Mann. Der hörte von Antons Leiden und von seines Vaters Armuth reden. Gleich kam er selbst gegangen, um zu sehen, ob das Alles wahr sei, und wie er ihm helfen könne?

Als nun dieser gute Mann in die Hütte trat, und den armen, kranken Anton so ganz verhungert und abgezehrt auf seinem Strohlager liegen sah, so konnte er sich der Thränen kaum enthalten.

Armes Kind, sagte er, gieb dich zufrieden, ich will für dich sorgen!

Und gleich ließ er den kranken Knaben in ein schönes Haus tragen. Hier wurde er in ein hübsches, reinliches Bettchen gelegt, und so verpflegt, als wenn er des reichen Mannes leiblicher Sohn gewesen wäre.

Auch mußte gleich ein geschickter Arzt geholt werden, der ihm hülfe. Die Mittel, welche dieser anwandte, hatten eine so glückliche Wirkung, daß der Knabe nach vierzehn Tagen gesund und wohl wieder zu seines Vaters Hütte zurückkehren konnte.

Diesem hatte der reiche Mann unterdeß auch etwas zu verdienen gegeben, und den guten Anton hatte er noch obenein vom Kopfe bis zu den Füßen kleiden lassen. Vater und Sohn fanden sich also nunmehr glücklicher, als sie je gewesen waren, und das treue Kaninchen machte vor Freuden hohe Luftsprünge, da es seinen lieben Anton wiedersah.

Da sagte der gerührte Vater zu seinem Sohne: Sieh, lieber Anton, wie glücklich uns der liebe Herr gemacht hat! Was wollen wir denn nun ihm dafür wieder thun, um ihm unsere Dankbarkeit zu bezeigen?

Anton bedachte sich einen Augenblick; dann rief er freudig aus: O, ich will ihm mein liebes Kaninchen bringen!

Minna (erstaunt).

Ah!

Mutter.

Thue das, liebes Kind, sagte der Vater, es ist dein Liebstes, es ist dein ganzer Reichthum. Besser kannst du ihm deine Dankbarkeit nicht bezeigen. Sage ihm auch, dein Vater wolle alle Wochen einen Tag umsonst für ihn arbeiten.

Der Kleine fing sein Kaninchen, und ungeachtet es ihn schmerzte, sich davon zu trennen, so lief er doch so freudig damit fort, als wenn es ihm erst jetzt sei geschenkt worden, und er es nun zu Hause trage.

Minna.

O, wenns der reiche Mann nur nicht annimmt!

Mutter.

Hättest du es nicht genommen?

Minna.

Nein, Mutter, gewiß nicht!

Mutter.

Nun, der reiche Mann hatte auch ein Herz, wie man es haben muß. Er hörte den kleinen Anton erst ruhig an. Aber dann nahm er ihn auch auf die Arme, küßte ihn, und sagte:

Recht so, gutes Kind! Man muß dankbar sein gegen Diejenigen, die uns Gutes erwiesen haben. Aber ich bin mit deinem guten Willen schon zufrieden. Nimm dein Kaninchen nur wieder mit; ich kaufe dir noch eins dazu, damit du ein Pärchen hast.

Der gute Mann hielt Wort. Er that aber auch noch mehr; er bezahlte für den armen Anton das Schul-

geld, damit er etwas lerne, und seinem ehrlichen Vater gab er so viel zu verdienen, daß Beide ferner keinen Mangel leiden durften.

Anton wurde groß und gut, war immer fromm und arbeitsam; auch ging es ihm immer wohl, und wenn nachher Aeltern ihre Kinder zur Dankbarkeit ermuntern wollten, so erzählten sie ihnen die Geschichte von Anton und seinem Kaninchen. E.

Aufmerksam.

Kind.

Lieber Vater, warum darf denn Gottfried nicht ausgehn?

Vater.

Weil er in der Schule nicht aufmerksam gewesen ist.

Kind.

Was heißt denn aufmerksam? Das Wort verstehe ich nicht.

Vater.

Bist du denn noch niemahls aufmerksam gewesen?

Kind.

Ich weiß nicht.

Vater.

Du weißt es wol, aber du verstehst nur das Wort nicht. Wenn dein Lehrer bei dir sitzt, und mit dir redet, was thust du dann?

Kind.

Ich höre zu.

Vater.

Das ist gut; aber indem du zuhörst, denkst du nicht auch zugleich an etwas?

Kind.

Ja!

Vater.

An was denkst du denn?

Kind.

Ich denke an Das, was mir der Lehrer sagt!

Vater.

Nun gut, wenn du das thust, so bist du aufmerksam; und so mußt du allemahl sein, wenn du etwas hörst oder siehst. Du könntest aber auch, wenn dein Lehrer mit dir redet, unterdessen an etwas Anderes denken, z. B. an deine Spielsachen oder ans Essen, und wenn du das thätest, alsdann wärest du nicht aufmerksam, sondern unachtsam.

Kind.

Ha, ha!

Vater.

Es ist aber nicht recht, wenn man unachtsam ist; denn da lernt man nichts, das heißt, man behält nichts von Dem, was der Lehrer sagt.

Siehe, so hat es Gottfried heute gemacht; darum darf er auch nicht mit ausgehn. Denn wenn man nicht recht thut, so darf man auch kein Vergnügen haben.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Körper.

Kind.

Lieber Vater, ich fragte heute den Herrn Ernst, was der Mond sei? und da antwortete er mir: es sei ein Körper. Ich kann das nicht begreifen. Der Mond

sieht doch gar nicht so aus, wie ein Mensch, und ich denke, die Menschen haben nur einen Körper.

Vater.

Liebes Kind, Herr Ernst hat wol Recht gehabt; du mußt nur das Wort Körper recht verstehen lernen.

Kind.

Wie muß ich das machen?

Vater.

Acht geben, so will ichs dir sagen. Körper nennt man alle Dinge, die man sehen und fühlen kann. Du kannst deinen Leib sehen und fühlen; also ist dein Leib —

Kind.

Ein Körper!

Vater.

Aber, was meinst du nun, sollte der Stein, der hier liegt, auch wol ein Körper sein?

Kind.

Ich glaube, ja.

Vater.

Kannst du ihn sehen?

Kind.

Ja.

Vater.

Kannst du ihn auch fühlen?

Kind.

Ja.

Vater.

Also ist der Stein allerdings ein Körper. Ferner, der Baum, der da steht, kannst du ihn sehen?

Kind.

Ja.

Vater.

Auch fühlen?

Kind.

O ja.

Vater.

Also ist der Baum auch —

Kind.

Ein Körper.

Vater.

Nun wollen wir vom Monde reden. Kannst du den Mond sehen?

Kind.

Ja, ich sehe ihn am Himmel stehen.

Vater.

Kannst du ihn auch fühlen?

Kind.

Nein, fühlen kann ich ihn nicht.

Vater.

Warum nicht? Nicht wahr, darum, weil er weit von dir ist? Aber wenn du ganz nahe zu ihm kommen könntest, so würdest du ihn wol fühlen, so gut wie du die Erde fühlen kannst, auf der du stehst. — Denn dort steht z. B. ein Haus, das kannst du sehen; aber kannst du es auch fühlen?

Kind.

Nein.

Vater.

Warum nicht?

Kind.

Weil es weit von hier ist.

Vater.

Hältst du es darum für keinen Körper?

Kind.

O ja, denn wenn ich dort wäre, so würde ich es anrühren können.

Vater.

Du hast Recht, und wenn du bei dem Monde wärest, würdest du ihn auch anrühren können; aber dahin können wir nicht kommen.

Kind.

Warum nicht?

Vater.

Weil zwischen hier und dem Monde nichts als Luft ist, und durch die Luft können wir nicht fliegen.

Kind.

Das ist Schade; das sollte einmahl gehen! — Aber was ist denn die Luft?

Vater.

Die Luft ist auch ein Körper.

Kind.

O, das sagst du wol nur so! ich kann sie ja nicht sehen.

Vater.

Das ist wahr; aber du fühlst sie doch.

Kind.

Ich bitte um Vergebung, lieber Vater, ich fühle sie auch nicht.

Vater.

Nicht? Reiche mir doch einmahl die Hand her. (Er bläs't darauf.) Fühlst du nichts auf der Hand?

Kind.

Ja, ich fühle Wind.

Vater.

Dieser Wind ist nichts als Luft, die ich mit meinem Munde nach deiner Hand hingetrieben habe. Du kannst sie fühlen, sie muß also auch —

Kind.

Ein Körper sein.

Vater.

Aber siehe, hier ist mein Schatten; siehst du ihn?

Kind.

Ja.

Vater.

Fühlst du ihn auch? Kannst du ihn angreifen?

Kind.

Ich will einmahl sehen. (Greift danach) Nein, Vater, ich fühle ihn nicht.

Vater.

Also ist auch der Schatten kein Körper.

Kind.

Was ist er denn, Vater?

Vater.

Der Schatten ist eigentlich gar nichts, sondern nur ein Fleck, dahin das Licht nicht scheinen kann, weil ihm ein Körper im Wege steht. — Merke dir also: Alles, was du sehen und fühlen, vornehmlich fühlen kannst, wenn du dabei bist, das ist ein Körper. Also Sonne' Mond, Sterne, Luft, Erde, Wasser, Thiere, Bäume, Steine u. s. w. das Alles sind Körper; denn das Alles kannst du sehen, und wenn du nahe genug dabei bist, auch fühlen.

Kind.

Vater, da habe ich ein Räthsel gemacht!

Vater.

Ei, ei! Laß doch hören!

Kind.

Was ist Das, was man sehen und doch nicht fühlen kann, wenn man auch gleich dicht dabei ist?

Vater.

Brav! das soll ja wol der Schatten sein?

Kind.

Ja, du hast's errathen; nun will ich geschwind zu Julchen laufen, die soll sich einmahl recht den Kopf darüber zerbrechen!

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Wesen und Mensch.

Vater.

Was bist du, mein Kind?

Kind.

Ich bin ein Mensch.

Vater.

Was ist ein Mensch?

Kind.

Ein Mensch ist — ein Mensch ist —

Vater.

Ja nun, was ist er denn? Ich sehe, du kannst nicht das rechte Wort finden.

Kind.

Ein Mensch ist — ich weiß nicht, wie ich sprechen soll.

Vater.

Wie, wenn du sagtest: ein Mensch ist ein Baum?

Kind.

Ich bitte um Vergebung, ein Mensch ist kein Baum.

Vater.

Oder ein Ding? — Ein Mensch ist ein Ding?

Kind.

Erlaube, lieber Vater, ich bin wol ein Mensch; aber ich bin kein Ding.

Vater.

Oder eine Sache? Ein Mensch ist eine Sache! Wie klänge denn das?

Kind.

Nicht gut.

Vater.

Nun, so will ich dir ein Wort sagen, das du gebrauchen kannst: ein Wesen. Ein Mensch ist ein Wesen.

Kind.

Ein Wesen — ein Wesen — das verstehe ich gar nicht.

Vater.

Siehe, mein Kind, wenn ich einer Sache gar keinen andern Namen zu geben weiß, so kann ich sie doch ein Ding nennen. Ist es nicht wahr, du magst sehen, was du willst, oder hören, was du willst, so fragst du: was ist das für ein Ding? Aber eben darum, weil man das Wort Ding auch von sehr schlechten und geringen Sachen sagt, bekommt das Wort selbst eine schlechte Bedeutung, und darum schickt's sich nicht wohl, daß man einen Menschen ein Ding heißt; und weil das Wort Wesen eben so viel bedeutet, als das Wort Ding, so spricht man lieber: der Mensch ist ein Wesen, als: der Mensch ist ein Ding. Also, der Mensch ist ein Wesen; aber was für ein Wesen?

Kind.

Ein lebendiges Wesen.

Vater.

Aber das ist unser Kater auch; also ist Kater und Mensch wol einerlei?

Kind.

O fi!

Vater.

Aber warum denn nicht, mein Kind?

Kind.

Er sieht ja gar nicht aus, wie ein Mensch.

Vater.

Das ist wahr, aber ein Mensch sieht auch nicht gerade so aus, wie der andere. Das bloße Aussehen kann's also wol nicht machen. — Wie nennt man alles Das, was man vom Menschen sehen kann — seinen Kopf, Hals, Rumpf, Arme und Beine — mit einem Worte?

Kind.

Den Leib des Menschen.

Vater.

Wie nennt man aber das unsichtbare lebendige Wesen, was in diesem Leibe wohnt, und was da macht, daß der Leib selbst auch lebendig ist?

Kind.

Die Seele des Menschen.

Vater.

Wie, wenn wir also sagten: der Mensch ist ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht?

Kind.

Ja, das ist recht.

Vater.

Aber hat nicht der Kater auch einen Leib?

Kind.

Ja.

Vater.

Hat er nicht auch eine Seele?

Kind.

Nein, das glaube ich nicht.

Vater.

Aber warum nicht? Lebt nicht der Leib des Katers auch? Und muß also nicht auch in ihm ein unsichtbares

lebendiges Wesen, oder eine Seele sein, die diesen seinen Leib lebendig macht?

Kind.

Ja doch!

Vater.

Also ist ja der Kater auch ein lebendiges Wesen, welches aus einem Leibe und aus einer Seele besteht? Also sind Kater und Mensch ja doch einerlei? — Du stutzest, Kind? weißt nicht, was du dazu sagen sollst? Höre zu, ich will dir sagen, worin der Unterschied besteht. Glaubst du etwa, daß der Kater im Stande sei, so wie wir, über Etwas nachzudenken, Etwas so recht zu begreifen, wie du jetzt begriffen hast, was ein Wesen ist?

Kind.

Nein, das kann er wol nicht.

Vater.

Das macht, seine Seele ist nur eine unvernünftige Seele, die unsrige aber ist vernünftig.

Kind.

Ah, nun weiß ich, wie ich sagen muß, wenn ich gefragt werde: was ein Mensch ist!

Vater.

Und wie willst du denn nun sagen?

Kind.

Ich will sagen: ein Mensch ist ein lebendiges Wesen, das aus einem Leibe und aus einer vernünftigen Seele besteht.

Vater.

Das ist recht gesagt! So wird Keiner den Menschen mit dem Kater verwechseln können.

Kind.

Aber giebt's denn noch mehr Wesen, als den Menschen und den Kater?

Vater.

Liebes Kind, ich kann alle Sachen Wesen heißen, wenn sie gleich sonst gar nicht einerlei sind. Z. B. ein Mensch ist etwas ganz Anders, als ein Baum, und ein Baum etwas ganz Anders, als ein Stein; aber Wesen kann ich sie alle Drei nennen, denn, Wesen kann ich Alles nennen, was nur irgendwo ist.

Kind.

Also sind alle Thiere wol auch Wesen?

Vater.

Ja, man kann sie so nennen.

Kind.

Und die Blumen auch?

Vater.

Ja!

Kind.

Gut, das will ich mir merken, und wenn ich einer Sache keinen andern Namen zu geben weiß, so will ich sie ein Wesen nennen.

Vater.

Recht so! du bist ein gutes, lernbegieriges Wesen! Dafür sollst du auch einen Kuß haben.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Theil.

Vater.

Weißt du denn nun bald alle Theile deines Leibes zu nennen?

Kind.

Ja, wenn ich nur erst wüßte, was ein Theil ist?

Vater.

Das sollst du bald wissen. Sieh, hier ist ein Apfel; den schneide ich jetzt mitten von einander; nun siehst du zwei Stücke; sind dies zwei ganze Aepfel?

Kind.

Nein, es sind zwei Stücke.

Vater.

Recht, und diese Stücke heißen Theile. In wie viel Theile habe ich also den Apfel getheilt?

Kind.

In zwei Theile.

Vater.

Und nun kann ich diese zwei Theile wieder in mehrere Theile theilen; denn wenn ich nun jedes Stück wieder mitten von einander schneide: wie viel Stücke sind es dann?

Kind.

Viere.

Vater.

Recht; nun habe ich also den Apfel, der vorhin ganz war, in vier Stücke zerschnitten; jedes solches Stück heißt ein Theil, und alle vier Theile zusammen machen einen ganzen Apfel aus.

Siehe, mein Kind, so könnte man alle Körper theilen, und wenn man sie auch nicht wirklich von einander schneidet, so sind doch die Theile da, ob sie gleich bei einander bleiben. Also auch dein Leib hat solche Theile.

Kind.

Willst du denn meinen Leib auch von einander schneiden?

Vater.

Nein, das darf und werde ich nicht thun; denn da

würde ich dich tödten. Wir sehen aber doch die Theile deines Leibes, wenn er gleich nicht zerschnitten ist, so gut, als wir die Theile des Apfels sahn, ehe er zerschnitten war. So wie ich hier stehe, siehest du meinen ganzen Leib; der Kopf, der Rumpf, die Arme und die Füße sind Theile meines Leibes. Keiner von diesen Theilen ist für sich allein ein Leib, so wie kein Stück des Apfels für sich allein ein Apfel ist: z. B. mein Kopf — ist dieser ein Menschenleib?

Kind.

Nein.

Vater.

Aber ein Theil des Menschenleibes ist er, denn er gehört dazu. Ist mein Arm ein Menschenleib?

Kind.

Nein; er gehört aber zu deinem Leibe.

Vater.

Folglich ist er ein Theil meines Leibes, und so alle die übrigen Stücke und Glieder des Leibes. Weil nun nicht alle Theile unsers Leibes einerlei sind, so nennen wir einige feste und einige flüssige; weißt du auch, was fest und flüssig ist?

Kind.

Ich weiß es nicht recht.

Vater.

Ich will dir es gleich zeigen. Ich habe dir gesagt, daß man alle Körper zertheilen kann. Hier steht eine Schüssel mit Wasser; ich mache mit dem Messer einen Schnitt durch das Wasser, und wenn ich nun das gethan habe, siehest du dem Wasser an, daß ich es durchschnitten habe?

Kind.

Nein! es sieht noch eben so aus, wie zuvor.

Vater.

Das macht, weil die Theile, die ich mit dem Messer trennte, gleich wieder zusammen gingen; und daran kannst du allemahl einen flüssigen Körper kennen. Was von sich selbst gleich wieder zusammen geht, wenn es getheilt wird, das ist flüssig; was aber getheilt bleibt, wenn man es von einander trennt, das heißt man fest. Z. B. ein Stück Holz; wenn ich das von einander schneide, so bleiben die zwei Stücken getrennt; sie gehen nicht wieder zusammen in eins, wie das Wasser, und daran erkennt man einen festen Körper. Nun wirst du auch von andern Dingen sagen können, ob sie fest oder flüssig sind: z. B. der Essig, ist er fest oder flüssig?

Kind. Flüssig.

Vater. Das Bier?

Kind. Flüssig.

Vater. Der Zucker?

Kind. Fest.

Vater. Das Blut?

Kind. Flüssig.

Vater. Die Knochen?

Kind. Fest.

Vater. Die Thränen?

Kind. Flüssig.

Vater. Die Haut?

Kind. Fest.

Vater. Aus was für Theilen besteht also dein Leib? Aus festen oder flüssigen?

Kind. Aus festen und aus flüssigen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Die Schifffahrt.

Fritzchen an seinen Freund Hänschen.

Das waren mir selige Tage!
Bewimpeltes Schifflein, o trage
Noch einmahl mein Hänschen und mich!
O wieg' uns noch einmahl behende
Von hinnen bis an der Welt Ende;
Zur Wiege begehren wir dich.

Wir fuhren und fuhren auf Wellen;
Da sprangen im Wasser die hellen,
Die silbernen Fische herauf.
Wir fuhren und fuhren durch Auen;
Da ließen die Blumen sich schauen,
Da liefen die Lämmer zu Hauf.

Wir schwebten in lüsternen Kreisen;
Da sangen die Lerchen die Weisen,
Da zirpeten Taucher im Rohr.
Wir schwebten auf strömenden Flächen;
Da rauschte Gemurmel von Bächen,
Da säuselten Lüftchen ans Ohr.

Wir spielten im treibenden Nachen,
Wir gaben uns Manches zu lachen,
Wir hatten des Spieles nicht Rast.
Wir ließen die Hörner erklingen,
Wir Alle begannen zu singen,
Und ich hielt mein Hänschen umfaßt!

Das waren mir selige Tage!
Du kleiner Gefälliger, sage:
Sie waren so selig auch mir!
Dann such' ich das Schifflein mir wieder,
Dann setz' ich mich neben dir nieder,
Und fahre durchs Leben mit dir.

Overbeck.

Fritz, der Näscher.

Fritz war ein herzensguter Junge,
Und Lernen war ihm nur ein Spiel;
Doch auf den Wohlschmack seiner Zunge
Hielt, leider! Fritzchen gar zu viel.

Ihm that's im Erd- und Himbeersuchen
Von allen Jungen keiner nach;
Und traun! er wär' um ein Stück Kuchen
Geklettert auf das Rathhausdach.

Mit Diebstahl hätt' er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert;
Allein im Punkt der Leckerbissen
War's doch nicht ganz so unversehrt.

Selbst ein paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen hielt er für erlaubt;
Denn ach! ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt.

Die Speisekammer zu bemausen,
Stieg er ins Fenster einst hinein.
Da, dacht' er, giebt es was zu schmausen!
Da wird gewiß noch Torte sein!

Doch diesmahl fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand nichts, als nur ein wenig Zucker,
In einem irdnen Näpfchen, da.

Mit seinem nassen Finger düpfte
Der Leckermund das Näpfchen aus,
Und aus dem offnen Fenster schlüpfte
Der Dieb gleich einer Katz' heraus.

Doch bald fing er sich an zu krümmen,
Gleich einem Wurm, und ächzt' und schrie;
Denn solch ein Brennen, solch ein Grimmen
In den Gedärmen fühlt' er nie.

Vergebens war's, um Hülfe flehen;
Sein Naschen bracht' ihn mörd'risch um.
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenikum *).

Das reinliche Kind.

Zu Paris war ein kleines Mädchen, welches man die niedliche Marion nannte.

Diese Marion war so reinlich, daß es ein Vergnügen war, sie anzusehn.

Wann sie aß, oder trank, oder spielte, nahm sie sich immer sehr in Acht, daß sie sich ja nicht beschmutzte, und sobald sie merkte, daß ihre Hände oder ihr Gesicht nur im geringsten unrein waren, gleich lief sie zu ihrer Mutter, und sagte:

*) Ein starkes Gift.

Liebe Mutter, sieh, da sitzt mir was Schmutziges: sei doch so gut, und wasche mir es ab!

Von ihrem fünften Jahre an that sie dieses selbst, und da bat sie sich nur Wasser und ein Handtuch aus, so oft sie etwas Schmutz an sich bemerkte.

Ihre Wäsche war immer weiß, wie Schnee, und an ihren Kleidern sah man niemahls etwas Beflecktes oder Zerrissenes.

Eine vornehme Dame, welche dieses an der niedlichen Marion bemerkt hatte, erzählte es der Königinn, und die Königinn befahl ihr, die kleine niedliche Marion zu ihr zu führen.

Das geschah.

Die Königinn war erfreut, das liebe kleine Geschöpf zu sehen. Marion wollte ihr den Rock küssen; aber die Königinn gab ihr einen Kuß auf den Mund.

Sie ließ auch die kleinen Prinzessinnen kommen, daß sie mit ihr spielten, und zuletzt gab sie ihr mancherlei allerliebste Spielsachen, die ganze Schürze voll.

Seht, Kinder, so macht man sich beliebt durch Reinlichkeit.

Hört nun auch, wie es einst einem unreinlichen Kinde ging.

Dieses war Kasimir der Schmutzige, in der Russischen Stadt Moskau.

Hatte man je einen jungen Schmutzlümmel gesehn, so war es dieser.

Seine Hände, sein Gesicht, seine Kleider waren immer so beschmutzt, daß er fast einem Schorsteinfeger ähnlich sah.

Wer ihn ansah, der empfand Ekel, und mußte das Gesicht von ihm wegkehren.

Eines Tages wollte der Russische Kaiser seinen Kin-

dern, den jungen Prinzen und Prinzessinnen, ein Vergnügen machen. Er befahl also, daß man hübsche Kinder aus der Stadt nach seinem Schlosse führen solle.

Unglücklicherweise führte Jemand den Kasimir auch herbei. Seine Aeltern hatten ihn zwar reinlich angezogen; aber ehe er auf dem Schlosse ankam, hatte er sich, seiner Gewohnheit nach, von unten bis oben wieder besudelt.

Jetzt trat der Kaiser in den Saal, und hatte eine rechte Freude über die vielen artigen und reinlichen Kinder, die er da versammelt sah.

Auf einmahl fiel ihm der schmutzige Kasimir in die Augen.

Wer, fragte er, hat uns dieses Schweinchen hergeführt? Fort mit ihm, zum Schorsteinfeger!

Sein Befehl wurde erfüllt. Kasimir mußte Schorsteinfeger werden.

Die andern Kindern lobte der Kaiser, und beschenkte sie, da sie wieder zu Hause gingen, mit vielen wunderschönen Sachen. E.

Ein bewährtes Mittel, recht lange, recht gesund und recht froh zu leben.

Wer von euch, ihr Kinder, hat Lust, ein recht hohes Alter zu erreichen, und wer von euch wünscht, immer recht gesund und froh zu sein, der höre mir zu!

Ich habe ein sicheres Mittel dazu entdeckt; hört, wie ich das angefangen habe.

Ich las in den Zeitungen, bei London in England sei ein Mann gestorben, der habe hundert und zehn Jahre gelebt, der sei nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich hin nach London, und fragte: Wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden und immer so gesund und so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

Er war immer freundlich und gefällig gegen Jedermann, zankte sich niemahls in seinem ganzen Leben, aß und trank nie mehr, als er nöthig hatte, um keinen Hunger und Durst zu leiden, und war immer fleißig und arbeitsam von früher Jugend an. Deßwegen ist er so alt geworden!

Das merkte ich mir in mein Gedächtnißbuch, worin ich Dasjenige aufzuschreiben pflege, was ich nicht wieder vergessen will.

Bald darauf las ich wieder in den Zeitungen, bei Stockholm in Schweden sei eine Frau gestorben, die habe hundert und funfzehn Jahre gelebt; die sei nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich nach Stockholm, und fragte: Wie hat die Frau denn das gemacht, daß sie so alt geworden und immer so gesund und so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

Sie war immer eine große Freundinn von Reinlichkeit, wusch sich alle Tage nicht nur Hände und Gesicht, sondern auch den ganzen Oberleib und die Füße mit kaltem oder lauen Wasser. So oft sie aber Gelegenheit dazu hatte, tauchte sie sich ganz und gar darein. Daneben aß und trank sie keine Leckereien, kein Zuckerbrot, keinen Kaffee, keinen Thee und keinen Wein. Deßwegen ist sie so alt geworden!

Das merkte ich mir abermahls in meinem Gedächtnißbuche an.

Wiederum las ich in den Zeitungen, bei Petersburg in Rußland sei ein Mann gestorben, der habe

hundert und zwanzig Jahre gelebt; der sei nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich nach Petersburg, und fragte: Wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so gesund und vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

Er stand immer früh auf, legte sich immer früh zu Bette, schlief nie mehr, als sieben Stunden, war nie müßig, arbeitete oft und viel in freier Luft, besonders in seinem Garten, saß und ging nie krumm oder schief, sondern immer ganz gerade, und verschmähete von ganzem Herzen die üppigen Vergnügungen der Stadtleute, an welchen er nie Theil nahm. Deßwegen ist er so alt geworden!

Ich schrieb mir auch dieses in mein Gedächtnißbuch.

Endlich las ich noch einmahl in den Zeitungen, bei Edinburg in Schottland lebe noch jetzt ein Mann von hundert und zwanzig Jahren, der sei auch nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich auch nach Edinburg, und fragte: Wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

Er hat es eben so gemacht, wie der alte Mann bei London, wie die alte Frau bei Stockholm und wie der alte Mann bei Petersburg. Er hat sich aber auch besonders von früher Jugend an recht hart gewöhnt, hat nie über Frost oder Hitze, oder über andere Beschwerlichkeiten geklagt; er war bei Tage nie zu warm gekleidet, und des Nachts nie mit Federbetten bedeckt; er genoß immer die einfachsten und natürlichsten Nahrungsmittel, und war nie müßig. Besonders rühmt man von ihm, daß er in seiner Jugend seinen Aeltern und Lehrern im

mer viele Freude gemacht habe. Deßwegen ist er so alt geworden!

Nachdem ich auch dieses aufgeschrieben hatte, dachte ich bei mir selbst: nun wärest du ja wol ein großer Narr, wenn du es nicht eben so machen wolltest, wie diese Leute es gemacht haben!

Ich schrieb mir also Alles, was man von diesen alten und glücklichen Leuten mir gemeldet hatte, auf eine weiße Tafel, und hing diese Tafel über meinem Schreibpult auf, damit es mir immer vor Augen schwebe, was ich thun und lassen müsse, um eben so lange und eben so vergnügt zu leben.

Alle Morgen und alle Abende las ich nun, was auf dieser Tafel stand, und bemühete mich, so viel mir immer möglich war, das Alles eben so gut zu machen.

Und nun kann ich euch, ihr lieben Kinder, als ein ehrlicher Mann versichern, daß ich seit der Zeit viel gesunder und vergnügter gewesen bin, als ich jemahls war.

Sonst hatte ich fast alle Tage Kopfweh; jetzt alle Vierteljahre kaum noch ein einziges Mahl.

Sonst durfte ich, so oft es regnete, oder schneite, oder windig war, nicht aus der Stube gehn, wenn ich nicht Schnupfen, Husten oder Bauchweh haben wollte; jetzt gehe ich alle Tage bei jeder Witterung aus, und kriege keinen Schnupfen, keinen Husten und kein Bauchweh mehr.

Sonst konnte ich keine halbe Stunde gehn, ohne daß ich müde, entkräftet oder schwindelig wurde; jetzt kann ich vier Meilen wandern, ohne müde, entkräftet oder schwindelig zu werden.

Ihr könnt denken, wie ich mich darüber freuen muß! Denn es ist doch gar zu schön, immer recht gesund, frisch und stark zu sein!

Aber ganz will es doch noch nicht mit mir gehn; Alles, was die alten Leute thaten, kann ich doch noch nicht nachmachen. Den Kaffee, zum Beispiel, den ich auch abgeschafft hatte, habe ich wieder anfangen müssen zu trinken, weil ich sonst nicht gut mit dem Kopfe arbeiten konnte.

Das machte mich bekümmert, und ich schrieb deßwegen an den alten Mann bei Edinburg, um zu hören, was doch wol die Ursache sei, warum ich noch nicht in allen Stücken es eben so machen könne, als er?

Und der alte Mann bei Edinburg antwortete mir: das komme daher, daß ich nicht früh genug, nicht schon als Kind so zu leben angefangen habe. Jung gewohnt, alt gethan! sagte er; jetzt sei ich schon viel zu alt dazu, um mich so sehr abzuhärten, daß ich eben so lange und eben so gesund und vergnügt, als er, leben könne. Aber ich solle doch nur fortfahren, mich nach ihm zu richten, so viel ich könne, so werde ich wenigstens gesunder sein und älter werden, als Andere, die es nicht so machen.

Da dachte ich in meinem Sinn: ach, wer doch nur noch jung wäre! Wie wollte ich mich bestreben, alles Dasjenige zu thun, was man thun muß, um es eben so weit in der Welt zu bringen, als jene alten Leute es gebracht haben!

Hätte mir das doch Einer in meiner Jugend schon gesagt!

Glückliche Kinder, die ihr dies leset, da ihr noch jung seid, und noch Alles nachmachen könnt.

Was hindert euch, künftig eben so gesund, eben so vergnügt und eben so lange zu leben, als der alte Mann bei London, die alte Frau bei Stockholm, und die alten Männer bei Petersburg und Edinburg?

Glückliche Kinder! E.

Die Fischer.

Es wohnt, ein Herr von Haren,
Vor etwa funfzehn Jahren,
Auf seinem Gute Wölbst.
Der hatte seine Freude
An seinen Söhnen; Beide
Erzog der Vater selbst.

Er ließ, sie zu vergnügen,
Bald einen Drachen fliegen,
Bald ihnen, doch von fern,
Im Forst die Eber zeigen,
Und bald Raketen steigen
Bis an den nächsten Stern.

Auf einem Teich, der mitten
Im Garten lag, durchschnitten
Sie oft auf einem Kahn
Die kleinen krausen Fluten,
Mit ihren Angelruthen
Den giergen Hecht zu fahn.

Dies Fischen und dies Wiegen
Im Kahn war ein Vergnügen,
Das gern sich Tag für Tag
Gemacht die Junker hätten,
Nur daß der Kahn an Ketten
Und einem Schlosse lag.

Als Herr und Frau von Haren
Einst in der Kirche waren

Und sich deß nicht versahn,
Da suchten ihre Jungen
Den Schlüssel, ach! und sprungen
Damit fort nach dem Kahn.

Bei herzlich-frohem Muthe
Schwebt' ihre Angelruthe
Nun mitten über'n Teich.
He! rief ein Hirt, der nahe
Am Zaun stand und dies sahe,
Säh jetzt der Vater euch!

Doch unsre Junker kehrten
Den Rücken ihm, und hörten
Die Warnung kaum mit an.
Jetzt zuckt die Schnur; o Freude!
O, großer Fang für Beide!
Ein Karpfen hängt daran.

Der Eine bückt sich über
Den Rand des Kahns; darüber
Wird ihm der Kopf zu schwer.
Der Bruder will nicht sinken
Ihn lassen: Beid' ertrinken.
* * *
Folgt ihr den Aeltern mehr!

Overbeck.

Die Freuden des Stadtlebens.

Karl, der achtjährige Sohn eines Landpredigers, hatte bisher die vielen Freuden genossen, welche das Landleben gewährt.

Ihr Stadtkinder, wollt ihr hören, worin diese Freuden bestanden? Ich will sie euch erzählen.

Früh Morgens um sechs Uhr war er schon mit seinem Vater im Garten, und was gab es da?

O, da gab es eine frische, stärkende Morgenluft und herrlichen Sonnenschein, die Einem das Herz so groß, so fröhlich machen!

Da gab es Blumen von allerlei Farben und Gestalten, die einen so süßen Wohlgeruch aushauchen!

Da gab's Erdbeeren, Johannisbeeren, Kirschen, Pflaumen, Stachelbeeren, Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsichen und Himbeeren!

Da gab es auch ein kleines Gärtchen, das unserm Karl ganz allein gehörte, das er selbst bearbeiten, bepflanzen und begießen half; und was in diesem Gärtchen wuchs, das kaufte die Mutter ihm für blanke Groschen ab.

Da war auch ein Bach, der den Garten umfloß, und in dem Bache waren Fische! Da stellte denn der Vater des Abends Reusen aus, und des Morgens lief er hin mit Karln, zu sehn, wie viel sie jedesmahl gefangen hatten.

Wenn dieses geschehen war, so durfte Karl mit seinen Schwestern noch eine ganze Stunde im Garten spielen; dann kam der Vater, und setzte sich mit ihnen in eine Laube, und lehrte ihnen tausend angenehme und nützliche Sachen, bald Dieses, bald Jenes.

So verstrichen ein paar Stunden, ohne daß sie wußten, wie?

Nun ging Karl mit dem Vater wieder an den Bach. Sie entkleideten sich, und plunsch! sprangen Beide ins Wasser, und plätscherten, wie die Enten.

O, das war euch eine rechte Herzenslust!

Erquickt und gestärkt durch das kühle Bad, ging Jeder an seine Gartenarbeit; oder man besuchte das Feld, die schönen Saaten zu besehen, oder die Weide, wo das Vieh ging.

Da hatte Karl sein eignes Schäfchen und sein eigenes Lämmchen, die ihm gleich entgegensprangen, um aus seiner Hand das Brot zu empfangen, welches er ihnen mitzubringen pflegte.

Er hatte auch sein Hühnchen, und sein Paar Täubchen, die so zahm waren, daß sie ihm auf Hand und Schulter flogen, so oft er sich nur blicken ließ.

Nach dem Mittagsessen wurde wiederum eine ganze Stunde in dem Garten gespielt. Dann setzte der Vater sich abermahls mit den Kindern in die Laube, und wußte ihnen so vielerlei zu sagen und zu erzählen, daß sie nicht merkten, wo ihnen die Zeit blieb.

Zwischendurch wurde mit einer Armbrust nach dem Ziele geschossen, oder geangelt, oder Kegel geschoben, oder sonst etwas zur Erholung vorgenommen.

Dann erschien die Mutter mit einer Schale voll süßer Milch und Erdbeeren, oder was sonst die Jahrszeit eben mit sich brachte. Der Vater schüttelte Obst, und die Kinder lasen auf.

Den Rest des Tages brachte man mit Gartenarbeit und mit Spielen hin.

Im Herbst hatte Karl seinen Donenstieg im nahen Walde, um im Winter — o, da gab's erst recht ein königliches Vergnügen, wenn der Teich mit spiegelhellem Eise bedeckt war!

Da wurden Schrittschuhe angeschnallt, und nun flog Karl, so klein er auch noch war, wie ein Vogel dahin!

Der Sommer brachte ihm tausend Freuden, aber so bald die Zeit des Eislaufs gekommen war, gestand er

doch, daß kein anderes Vergnügen damit zu vergleichen sei.

Seht, Kinder, so waren unserm Karl die Tage verflossen! Nicht wahr, das konnte man doch ein angenehmes Leben nennen? Karl hielt es selbst dafür, und war deßwegen sehr zufrieden und glücklich.

Einst besuchte ihn ein junger Vetter aus der Stadt. Der schwatzte ihm so viel von Stadtlustbarkeiten — von prächtigen Mahlzeiten, schönen Häusern, schönen Kleidern, Schauspielen, Bällen und Mummereien — vor, daß dem armen Jungen der Kopf davon schwindelte.

Von dem Augenblicke an sehnte er sich, in der Stadt zu sein; und da sein Vater dieses merkte, sagte er zu ihm: Höre, Karl, ich weiß zwar, daß dein Wunsch, in der Stadt zu leben, thöricht ist; aber ich will ihn dennoch dir gewähren, damit du aus deiner eigenen Erfahrung lernest, was für ein Unterschied zwischen natürlichen und üppigen Vergnügungen ist. Mache dich fertig! Morgen sollst du mit deinem Vetter dahin reisen.

Karl war vor Freuden außer sich. Er packte seine besten Kleidungsstücke in einen Koffer, und am folgenden Morgen gings fort zur Stadt.

Was er für Augen machte, da er nun ins Thor fuhr, und zum ersten Mahl das Gewühl einer großen und volkreichen Stadt, und die schön bemahlten Häuser sah!

Ach, wie schön es hier ist! rief er einmahl über das andere aus. — O, das ist noch nichts! antwortete der Vetter, du sollst noch andere Dinge zu sehn kriegen.

Jetzt waren sie angekommen. Das väterliche Haus des kleinen Vetters glänzte von prächtigem Hausgeräth, und die Leute darin waren so geputzt, daß der arme

Karl in seiner ländlichen Kleidung wie ein kleiner Bauer gegen sie abstach.

Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns in euren Garten gehn; es wird mir hier so bange!

In unsern Garten? antwortete dieser; wir haben keinen!

Keinen Garten? — Nun, so laß uns nur auf euren Hof gehn!

Was nennst du unsern Hof? Wir haben keinen.

I, wo habt ihr denn eure Kegelbahn?

Nirgends, lieber Karl; hier in der Stadt hat man so was nicht.

Nicht? — Nun, so laß uns zu eurem Bache gehn, um uns zu baden!

Ja, wer einen Bach hätte! Sieh, Karl, hier an unser Haus stoßen hinten und auf beiden Seiten drei andere Häuser, und an diese wieder andere, und das geht so fort durch die ganze Stadt. Da sind keine Gärten, keine Bäche; nichts als Häuser und Straßen.

Nun, so laß uns auf die Straße gehn und Ball spielen?

Ja, das schickt sich nicht!

Warum nicht?

Da würden uns die Leute für Gassenjungen halten.

Karl seufzte aus tiefer Brust; aber was war zu thun? Er war nun einmahl in der Stadt, und mußte aushalten.

Jetzt hatte sich die Abendgesellschaft eingefunden, und die Kinder wurden gerufen, um den Gästen ihre Aufwartung zu machen. Karl mußte mit.

Wie erschrak er, da er in einen hellerleuchteten Saal voll prächtig gekleideter Damen und Herren trat, die ihn alle mit großen Augen ansahen!

Was ist das für ein Bauerknabe? fragte eine Dame, indem sie mit dem Fächer auf Karl wies.

Die Frau vom Hause antwortete: es sei ihr kleiner Vetter vom Lande, der erst eben angekommen sei; man habe noch keine Zeit gehabt, ihn ordentlich zu kleiden, und bitte deßwegen um Entschuldigung.

Karl stand auf Kohlen. Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns nun wieder in die andere Stube gehn!

Das schickt sich nicht, antwortete der Vetter; wir müssen nun wenigstens eine Stunde hier bleiben.

Wird denn nicht bald gegessen werden? fragte Karl, und der Vetter antwortete:

Gegessen? Wo denkst du hin? Es geht ja erst auf sieben, und vor zehn Uhr wird hier nicht zu Tisch gegangen.

Ach, du lieber Himmel! seufzte Karl. — Bis zehn Uhr wird gespielt! fuhr der Vetter fort.

Gespielt? O, das ist gut! So wird uns doch die Zeit nicht lange werden.

Ja, aber wir spielen nicht mit; man spielt mit Karten, und das thun nur die großen Leute; wir Kleinen müssen zusehen.

Ach, du lieber Himmel! seufzte Karl von neuen. Wie wirds mir hier gehn!

Jetzt wurden die Spieltische herbeigebracht; Alle setzten sich, und fingen an zu spielen; nur die Kinder blieben müßig.

Karl trippelte, gähnte, seufzte; aber Keiner hatte Acht auf ihn, Keiner gab sich mit ihm ab.

Ein paar Mahl traten ihm die Thränen in die Augen; aber da half nun einmahl nichts, er mußte aushalten.

Endlich sank er vor Müdigkeit auf einen Stuhl, der in der Ecke stand, und schlief ein.

Kaum mochte er fünf Minuten genickt haben, so verlor er das Gleichgewicht, und fiel mit großem Gepolter zur Erde.

Das machte nun ein allgemeines Aufsehn; Aller Augen waren auf ihn gerichtet; er stand mit Verwirrung wieder auf, und der Herr des Hauses sprach zu ihm:

Ei, ei, Karl! Führt man sich so in einer artigen Gesellschaft auf! Erinnere dich, daß du jetzt in der Stadt, und nicht bei deinen Bauern auf dem Lande bist!

Ach, du lieber Himmel! sagte Karl, ich habe ja nichts gethan; ich habe ja nur geschlafen, und da bin ich vom Stuhle gefallen!

Die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus, und der Hausherr antwortete:

Aber man muß jetzt nicht schlafen, und es ist ungeschickt, vom Stuhle zu fallen.

Karl fing an zu weinen.

Bringt ihn hinunter, bis zum Essen gerufen wird, sagte die Hausfrau. Und so wurde der arme Junge in das Wohnzimmer geführt, wo sein kleiner Vetter zwar zuweilen zu ihm kam, aber doch nicht bei ihm bleiben konnte, weil er von Zeit zu Zeit wieder zu der Gesellschaft mußte.

Ach! seufzte nunmehr Karl, was für ein Narr bin ich gewesen, daß ich glaubte, in der Stadt sei's besser, als auf dem Lande!

Gegen zehn Uhr wurde er zu Tische gerufen. Da gab es zwanzigerlei Speisen, wovon die eine immer noch besser schmeckte als die andere; auch Zuckerwerk, Eingemachtes und Früchte — Alles von herrlichem Geschmack und in großem Ueberfluß.

Karl aß von Allem, ließ es sich trefflich schmecken, und dachte bei sich selbst: dasmahl ist es doch besser in

der Stadt; so was haben wir doch bei uns auf dem Lande nicht!

Die Mahlzeit dauerte bis nach Mitternacht. Karls kleiner Magen war zur Ungebühr ausgedehnt, und seine Augen waren voll Schlafs.

Man brachte ihn zu Bette; aber wehe! wie gings ihm, da er ein paar Stunden geschlafen hatte!

Er erwachte von schrecklichen Bauchschmerzen, mußte oft aufstehen, und konnte die ganze Nacht kein Auge mehr zuthun.

Erst um acht Uhr stand man in diesem Hause auf, und eher konnte er auch keine Hülfe bekommen. Jetzt mußte er Arzenei einnehmen, und die Bauchschmerzen verließen ihn.

Nun wünschte er auszugehn, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Aber man sagte ihm, es schicke sich nicht, sich auf der Straße sehen zu lassen, ehe das Haar gehörig gekräuselt sei, und der Haarkräusler blieb unglücklicher Weise aus.

Karl mußte also bis zwei Uhr, da man zu Tische ging, sich mit langer Weile quälen.

Um vier Uhr erschien endlich der Haarkräusler; aber ehe er an Karls Kopf kam, schlug die Glocke fünf.

Nun saß er unter den Händen des Haarkräuslers; der zerrte, zupfte und riß ihn an den Haaren, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. Weil er noch niemahls aufgesetzt worden war, so währte es eine Stunde und darüber, ehe der Künstler sein Werk vollendet hatte.

Jetzt war es geschehn, und nachdem Karl sein bestes Kleid angelegt hatte, hieß es, daß man ihm nun auch ein Vergnügen machen wolle.

Nun wirds kommen! dachte Karl, sprang vor Freuden in die Höhe, fiel seinem kleinen Vetter um den

Hals, fing an mit ihm zu ringen, und bauz! lagen Beide auf der Erde.

Karl war unglücklicherweise unten zu liegen gekommen; das war er nicht gewohnt; er rang also so lange, bis er den Vetter unterkriegte. Der Haarputz ging darüber rein verloren.

In diesem Augenblicke traten des Vetters Aeltern in die Stube. Himmel! wie die die Hände zusammenschlugen!

Karl meinte: es sei ja nur Spaß gewesen; aber da kam er an! So ein Spaß, hieß es, sei ein bäuerischer Spaß; den könne er auf dem Lande machen. Wenn er aber in der Stadt sein wolle, so müsse er sich nach den Sitten der Stadtleute richten.

Das vorgehabte Vergnügen, welches in einem Lustgange bestand, unterblieb; der Vetter kriegte Stubenarrest; Karl brachte den ganzen Abend mit Weinen zu, und am folgenden Morgen bat er, unter heißen Thränen, daß man ihn wieder zu seinem Vater aufs Land schicken möge. E.

Liebe und Gehorsam gegen die Aeltern.

O Gott, mein Vater, dein Gebot
Sei mir ins Herz geschrieben:
Den Aeltern sollst du bis in Tod
Gehorchen und sie lieben.
O, dieser theuren, süßen Pflicht
Vergesse meine Seele nicht!

Nun, weil ich lebe, will ich sie
Von ganzem Herzen lieben,
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben;
Durch Sittsamkeit sie zu erfreun,
Das müsse meine Freude sein!

Von meiner ersten Kindheit an
Erzeigten sie mir Gutes!
Mehr, als ich je vergelten kann,
Erzeigten sie mir Gutes;

Und noch sind sie für mich, ihr Kind,
So zärtlich und so treu gesinnt!

So lang' ich lebe, will ich sie
Auch wieder zärtlich lieben,
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben.
Erwachsen einst, wie jetzt noch klein,
Will ich der Aeltern Freude sein.

Overbeck.

Folgen der Ordnung und Unordnung.

Karl und Ernestinchen waren Geschwister, aber von verschiedener Gemüthsart.

Karl war die Ordnung selbst; seine Kleider hielt er immer reinlich; seine Spielsachen und seine Bücher standen immer am rechten Orte. Alles, was seine Aeltern ihm geschenkt hatten, das schonte und verwahrte er, als ein Heiligthum.

Ernestinchen that von diesem Allem das Gegentheil. Ihre Kleidungsstücke waren fast immer beschmutzt oder zerrissen. Ihre Puppe lag des Tages wol zehnmahl auf der Erde; ihre übrigen Spielsachen waren fast immer verpoltert, und so oft sie zur Schule gehen sollte, mußte man erst das ganze Haus durchsuchen, um ihre Bücher zu finden.

Karl, sagte der Vater oft, indem er ihn in seine Arme schloß, wenn du fortfährst, so ordentlich und sparsam in allen deinen Sachen zu sein, so wird es dir gewiß wohl gehn, du wirst ein braver und zugleich ein wohlhabender Mann werden.

Ernestine, sagte die bekümmerte Mutter oft, wenn du fortfährst, so unordentlich und nachlässig mit deinen Sachen umzugehn, so wirst du einst in Armuth und große Noth gerathen.

Nun hört, ihr lieben Kinder, wie diese Vorhersagung an Beiden in Erfüllung ging!

Karl lernte die Handlung. So wie er, als Kind, es mit seinen Spielsachen und mit seinen Büchern ge-

macht hatte, so machte er es jetzt mit Allem, was sein Herr ihm anvertrauete.

Er hielt Alles zu Rathe, er legte Alles an seinen rechten Ort.

Sah er irgendwo ein Blatt weggeworfenes Papier liegen, so nahm er es auf, um gelegentlich etwas darein zu wickeln.

Fand er irgendwo ein Endchen Bindfaden, so legte er es in eine besondere Schublade, um es gelegentlich zu gebrauchen, wenn er Packete machen mußte.

Seine Wäsche war immer weiß, seine Kleidung immer reinlich, und so lange er in der Lehre stand, hatte man kein einziges Beispiel, daß er aus Unvorsichtigkeit oder Gedankenlosigkeit irgend ein Gefäß zerbrochen hätte.

Sein Herr bemerkte diese schöne Tugend bald an ihm, und gewann ihn deßwegen lieb.

Er vertrauete ihm immer mehr an, lieh ihm auch etwas Geld, um einen kleinen Handel für sich zu führen, und da er sah, wie sehr ihm Alles glückte, und wie sparsam er Alles zu Rathe hielt, so beschloß er, noch mehr für ihn zu thun.

Er hatte eine einzige Tochter, ein gutes, wohlgezognes Mädchen, und durch Klugheit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit hatte er sich ein großes Vermögen erworben.

Einst wurde Karl, der nun schon sechs und zwanzig Jahre alt geworden war, zu ihm in seine Schreibstube gerufen.

Er wußte nicht, was er da sollte; aber wie erstaunte er, da sein Herr ihn umarmte, und zu ihm sagte:

Lieber Karl, Ihr ordentliches und sparsames Betragen hat Ihnen meine ganze Liebe erworben.

Ich bin alt, habe, wie Sie wissen, nur eine einzige Tochter, und der Himmel hat mich mit vielen Gütern gesegnet.

Bevor ich sterbe, wünschte ich diese meine Tochter einem so ordentlichen und tugendhaften Manne zu geben, als Sie sind. Gefällt sie Ihnen, und glauben Sie glücklich mit ihr leben zu können, so sei sie die Ihrige, und mein ganzes Vermögen dazu!

Der junge Mann konnte vor Erstaunen und Freude nicht antworten. Er bückte sich auf die Hand des guten Alten, und benetzte sie mit Thränen der Dankbarkeit.

Die Vermählung wurde bald darauf vollzogen; Karl sah sich im Besitz einer liebenswürdigen Gattinn und eines großen Vermögens. Er lebte selbst glücklich, und sah sich im Stande, einige hundert Nothleidende mit seinem Ueberflusse zu unterstützen.

Das war die Folge des ordentlichen und sparsamen Lebens, wozu er schon als Kind sich gewöhnt hatte. —

Nun hört auch, wie es seiner Schwester, Ernestinen, der Unordentlichen, ging!

So wie sie als Kind gewesen war, blieb sie auch ihr ganzes Leben hindurch.

Ihre Aeltern starben, da sie sechzehn Jahr alt war, und was sie ihr nachließen, das ging schon acht Tage darauf, durch Ernestinens Schuld, verloren.

Weil sie auf nichts recht achtete, so ließ sie, da sie des Abends mit einem Lichte in die Kammer ging, einen Funken fallen; der Funken zündete, und ehe eine Stunde verging, stand ihr ganzes Haus in Flammen.

Sie selbst konnte sich nur eben noch durchs Fenster retten; ihr Haus, ihre Möbeln, ihre Kleider — kurz Alles, was sie hatte, wurde vom Feuer verzehrt.

Zwar schenkten mitleidige Leute ihr schon am folgenden Tage so viele Kleider wieder, daß sie anständig erscheinen konnte; aber sie beschmutzte und zerriß dieselben in so kurzer Zeit, daß Keiner Lust hatte, ihr abermahls etwas zu schenken.

Eine reiche Frau, die von ihrem Unglücke gehört hatte, nahm sie zu sich, und versprach ihr ein ansehnliches Jahrgeld, wenn sie ihr helfen würde, die Haushaltung zu führen.

Da sollte sie nun danach sehen, daß die Bedienten und Mägde Alles hübsch ordentlich machten, daß Alles hübsch an seinen rechten Ort gesetzt werde, und daß Alles nett und rein sei.

Aber wie wenig war sie dazu geschickt!

So oft sie zu Tische kam, sah sie selbst wie ein Aschenbrödel aus. Alles, was sie unter den Händen hatte, wurde beschmutzt, zerrissen, zerbrochen oder gestohlen. Die Bedienten, die sie zur Ordnung anhalten sollte, wurden in kurzer Zeit eben so unordentlich, als sie selbst war. Alles gerieth in Verwirrung.

Die Frau, welche so was in ihrem Hause nicht gewohnt war, machte ihr anfangs sanfte, dann harte Vorwürfe. Dann weinte Ernestine, und versprach, sich zu bessern. Aber schon am folgenden Tage war Alles wieder in eben der Unordnung.

Endlich wurde sie abgedankt.

Nun irrte sie verlassen und nothleidend umher. Zuweilen fanden sich wieder mitleidige Leute, welche ihr helfen wollten; aber wenn sie einen Versuch mit ihr machten, so sahen sie bald, daß sie zu nichts zu gebrauchen war, und zogen die Hand von ihr ab.

Jetzt mußte sie betteln gehen.

Einst begegnete sie auf der Landstraße einem wohlgekleideten Herrn zu Pferde. Sie zeigte ihm ihre Lumpen und ihr abgehungertes Gesicht, und bat ihn um ein kleines Almosen.

Der wohlgekleidete Herr fragte sie nach ihrer Herkunft, und o Himmel! wie erschrak er, da er aus ihren Antworten erkannte, daß sie seine Schwester Ernestine sei!

Er nahm sie mit sich in das nächste Städtchen, ließ sie kleiden, miethete ihr ein kleines Haus, und versprach, ihr alle Jahr so viel Geld zu schicken, daß sie anständig davon leben könne.

Das that er auch; aber Ernestine kam dennoch nie auf einen grünen Zweig. Wenn ihr guter Bruder Karl ihr heute hundert Thaler schickte, so waren sie acht Tage darauf gemeiniglich schon verplämpert. Da mußte sie denn wieder Noth leiden, bis ein neues Geschenk von ihrem Bruder ankam.

So sehr waren Unordnung und Verschwendung ihr nun schon zur andern Natur geworden!

Sie lebte noch sechs Jahr, fast immer in Armuth und Elend, ungeachtet ihr guter Bruder ihr jährlich über vierhundert Thaler schickte.

Endlich starb sie auf einem Strohlager, denn ihre Betten hatte sie verkaufen müssen, und die Verachtung aller Menschen folgte ihr bis ins Grab.

Seht, Kinder, so geht es Denen, die nicht in ihrer Jugend schon sich an Ordnung, Sparsamkeit und gute Haushaltung gewöhnen!

E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 2. Kinderbibliothek. - Th. 1

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11019933-6